

Edition Moderne Postmoderne

SANDRA MARKEWITZ (Hg.)

Grammatische Subjektivität

Wittgenstein und
die moderne Kultur

[transcript]

Aus:

Sandra Markewitz (Hg.)

Grammatische Subjektivität

Wittgenstein und die moderne Kultur

Juni 2019, 298 S., kart., Dispersionsbindung, 6 SW-Abbildungen

34,99 € (DE), 978-3-8376-2991-0

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-2991-4

Ludwig Wittgenstein hat in seinem späten Werk »Philosophische Untersuchungen« die grammatische Beschreibung unserer lebensweltlichen Handlungen ins Zentrum seiner Überlegungen gestellt. Diese Abkehr von essentialistisch-aristotelischen Wesensdefinitionen in der Philosophie hat bis heute nichts von ihrer Sprengkraft verloren. Mit Habermas sind die »weltkonstituierenden Leistungen« im 20. Jahrhundert auf »grammatische Strukturen« übergegangen. Die Rede des Subjekts von sich selbst erscheint dann in einem neuen Licht: Es ist in einer grammatischen Weise verfasst, im Wissen um die ständige Veränderbarkeit jener Regelsysteme, die durch die Orientierung an grammatischen Standards in die Praxis überführt und dort temporär stabilisiert werden.

Erstmals beschreibt der Band die Kategorie der Grammatischen Subjektivität als Erweiterung des Referenzrahmens, innerhalb dessen Menschen von sich sprechen: im Blick auf Themen wie Wissen, Ethik, Politik, die Umstände der Moderne oder den Begriff des Cogito.

Sandra Markewitz (Dr. phil.) ist Habilitandin an der Universität Vechta und lehrt dort Philosophie. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Wittgenstein, Sprachphilosophie, Philosophie der Sprache im Vormärz, Ethik und Ästhetik, Kulturphilosophie.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2991-0

Inhalt

Vorwort | 7

Einleitung: Grammatische Subjektivität

Sandra Markewitz | 9

Das grammatische Subjekt. Konstitutionsformen von Subjektivität in der Moderne

Sandra Markewitz | 23

Subjekt und Regelbefolgung in der ethischen Handlung oder Hat der späte Wittgenstein eine Ethik gehabt?

Katalin Neumer | 61

Sichtbarmachung von Ethik, Ästhetik und Religion durch grammatische Subjektivität

Ilse Somavilla | 97

Über Anscombes grammatische Untersuchung: „Ich“ ist kein Bezug nehmender Ausdruck

Jens Kertscher | 125

Grammatik des Wissens

Mariele Nientied | 147

„Geometrische Überzeugungskraft“ – Wittgensteins Konzeption performativer Bildevidenz

Ulrich Richtmeyer | 173

The Ethics and Politics of Grammatical Subjectivity

Chantal Bax | 199

Lebensform, degenerierte Hyperbeln und das Gemeinte – PU 19

Anja Weiberg | 221

Grammatische Fiktionen. Close Reading PU 307

Sandra Markewitz | 237

Wittgenstein über die logische Struktur der Farbe

Elena Tatievskaya | 253

Das Ich bei Descartes und Wittgenstein: Subjektivität im *Tractatus*

Elena Tatievskaya | 275

Siglenverzeichnis der Werke Wittgensteins | 291

Autorinnen und Autoren | 293

Einleitung: Grammatische Subjektivität

SANDRA MARKEWITZ

Wittgensteins Werk hat viele Deutungen erfahren, die auf Einzelaspekte rekurrieren und diese im Gesamtwerk verorten; mit Akzent auf Früh-, Spätwerk, *middle period* oder auch der Infragestellung solcher Einteilungen überhaupt waren Deutungen gegeben, die die vielbeschworene Flut der Wittgenstein-Literatur vermehrten und aus dem Beklagen ihres Anwachsens einen eigenen Topos machten. Die Frage nach der Legitimität einer neuen Arbeit, eines neuen Aspekts im Konzert der Stimmen lässt sich mit Rekurs auf einen Satz Wittgensteins selbst beantworten: „Ich suche nun nach dem grammatischen Unterschied.“¹ Die Suche nach Unterschieden kommt nicht an ein Ende; neue entstehen aus den alten Fragen, sinn-generativ ergänzen sich Fragen, Antworten, Einwände, erneute Antworten im Erkenntnispiel. Die Suche nach dem grammatischen Unterschied kann – neben der Bedeutung des eben zitierten Satzes innerhalb eines argumentativen Kontextes – darin gesehen werden, dass er nicht nur eine partikulare, sondern eine grundsätzliche Bewegung im Muster von Wittgensteins Denkbewegung beschreibt. Die Suche nach dem *grammatischen Unterschied* ist – vor allem in den *Philosophischen Untersuchungen*, aber auch auf einer allgemeinen programmatischen Ebene – der Grundbass einer sprachkritischen Philosophie und eines Philosophierens, das als Tun, als Tätigkeit den ausgedeuteten Wegen scholastischer Sinnfixierung abgeschworen hat. Unterschiede zeugen sich fort, bedingen sich, knüpfen aneinander an, bilden eine Sicht auf sprachliche Phänomene, die panoramatisch darstellt, was durch Orientierung an Phänomenen, die in einer Sinnfixierung belassen würden,

1 Ludwig Wittgenstein, *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie* (1949-1951), *Das Innere und das Äußere*, Frankfurt am Main 1993, S. 17 (zugl. PU II viii, S. 507d; LS I, 395).

nicht sichtbar werden würde. Interessant ist der epistemologische Status des Unterschieds und der Unterschiede bei Wittgenstein: Sie lenken ab von unreflektiertem Identitätsdenken (wie noch sichtbar in der in Sozialitäten semantisch prägenden Gewohnheit, Ordnung als Entsprechung aufzufassen²) und zwingen dazu, Annahmen zu machen, zu überdenken, wiederholt zu reformulieren etc. Das ist zum einen der gewöhnliche Argumentationsgang, aber es ist auch ein zeitgeschichtliches Emblem, das besagt, wie mit Wissen umgegangen wird und umzugehen sei nach der Erfahrung einer „Kultur ohne Zentrum“³, einer Zerstreuung von Sinn, einem Andrängen postmoderner Kategorien in der Betrachtung wissenschaftlicher Fragen. Nach der Erfahrung der Katastrophe des 20. Jahrhunderts, in der das Wort angesichts des Barbarischen bestehen blieb, haben Wörter nicht mehr die Unschuld, die noch von adamitischer Benennung herrührte – sie sind säkular, angreifbar, verhandelbar, gültig nur temporär (und dieser Befund wird geäußert wie ein Unvermeidliches). Wenn die Kategorie der Grammatik etwas ist, das lebensbestimmend ist wie argumentativ verpflichtend, ist es auch ihre anthropologische Bewandnis: Grammatik ist etwas Hinzunehmendes wie unsere Lebensformen⁴ und es ist u. a. dieser uns prägende hinnehmende Gestus, der die Suche nach dem grammatischen Unterschied über eine Finesse im theoretischen Denkspiel hinaushebt. Im Zuge der Abkehr von großen Fragen, manchmal „Scheinproblemen“, manchmal Überresten aus einer Zeit, als Denker ebenso autoritativ auftraten, wie sie hoffen konnten, einschlägige Filiationsreihen zu begründen, im Zuge dieser Abkehr entwickelte sich langsam ein Erkennen: Das sogenannte Ich, den Urheber einer Idee oder philosophischen Überlegung nicht mehr zentral zu setzen. Damit

2 Vgl. Werner Maihofer, *Vom Sinn menschlicher Ordnung*, Frankfurt am Main 1956.

3 Vgl. Richard Rorty, *Eine Kultur ohne Zentrum. Vier philosophische Essays*, aus dem Englischen übersetzt von Joachim Schulte, Stuttgart 1993.

4 Vgl. Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Werkausgabe, Band 1, Frankfurt am Main 1984, S. 226/S. 572, und Joachim Schulte, *Die Hinnahme von Sprachspielen und Lebensformen*, in: Wilhelm Lütterfelds/Andreas Roser (Hgg.), *Der Konflikt der Lebensformen in Wittgensteins Philosophie der Sprache*, Frankfurt am Main 1999, S. 156-170. Die hier zitierte weitere Stelle aus dem sogenannten zweiten Teil der *Untersuchungen* (Abschnitt xi): „Es ist für uns die ungeheure Gefahr: feine Unterschiede machen zu wollen [...]“ soll uns im Zusammenhang des bisher Gesagten nicht beunruhigen – die Suche nach dem *grammatischen Unterschied* und seiner nicht zuletzt methodischen Bewandnis heißt nicht, sich in unerhörter Verfeinerungsabsicht in Differenzierungen zu verlieren, d. h. Ebenen von Erklärungen im Dienste einer überzogenen Vorstellung von Exaktheit zu vermischen, wo es auf die Hinnahme dessen ankommt, was ist (ohne dabei auf den „Mythos des Gegebenen“ (Sellars) hereinzufallen).

ist zum einen etwas über die Entstehung von Wissen und eine autoritative Vorstellung des leitenden Überlieferungszusammenhangs hermeneutischer Provenienz gesagt; zum anderen darüber, dass das Subjekt sowohl auf der theoretisierenden (das Subjekt als Wissensproduzent) als auch auf der praktischen Ebene, die für theoretische Gedanken gerade in Wittgensteins Spätwerk einzustehen hat, ganz anders in den Blick kommt, wenn die Hinnahme dessen, was ist, sich von einer Option zu einer Lebensgrundlage wandelt und philosophisch bedeutsam wird. „Unsere Betrachtung ist daher eine grammatische“⁵, sagt Wittgenstein in PU 90; das Wort „daher“ schließt dabei argumentativ an die Einsicht an, dass Wittgensteins Untersuchung sich nicht auf das Durchschauen von Erscheinungen richtet, sondern auf die „*Möglichkeiten* der Erscheinungen“⁶, d. h. nicht auf ein ontologisch eingrenzbare Reservoir von Untersuchungsgegenständen, kantisch getönt, sondern auf „die *Art der Aussagen*, die wir über die Erscheinungen machen.“⁷ Damit ist, initial in der Rede über Grammatik und Subjekt, ein Wechsel benannt: Von der modalen Beschreibung einer Wirklichkeit führt kein Weg zurück zu ihrer scheinbar nicht anzweifelbaren ruhenden Faktizität. Der Ausdruck „Art der Aussagen“ ist dabei offen gehalten, Anschlussstellen bietend für kontextrelative Äußerungen aus ganz unterschiedlichen theoretischen Richtungen. Bevor diese theoretischen Richtungen näher bestimmt oder eingegrenzt sind, ist es wichtig, alle Aussagen potenziell zuzulassen, damit das philosophische Gespräch zu dynamisieren und, speziell in PU 90, die analytische Methode als geeignet für das Thema der Grammatik anzuzeigen, die nicht verordnet wird als sei sie ohne Alternative, sondern ein Vorschlag bleibt, für den es gute Gründe gibt:

„Unsere Betrachtung ist daher eine grammatische. Und diese Betrachtung bringt Licht in unser Problem, indem sie Mißverständnisse wegräumt. Mißverständnisse, die den Gebrauch von Worten betreffen; hervorgerufen, u. a. durch gewisse Analogien zwischen den Ausdrucksformen in verschiedenen Gebieten unserer Sprache. Manche von ihnen lassen sich beseitigen, indem man eine Ausdrucksform durch eine andere ersetzt; dies kann man ein ‚Analysieren‘ unserer Ausdrucksformen nennen, denn der Vorgang hat manchmal Ähnlichkeit mit einem Zerlegen.“⁸

Die Bezeichnung „unserer Betrachtung“ als grammatisch leitet in PU 90 zur Plausibilisierung der analytischen Methode hin. Hierin sieht man, dass – auch in der

5 Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, a. a. O., PU 90, S. 292.

6 Ebd.

7 Ebd.

8 Ebd.

Verwendung des Wortes „unsere“ – die Kategorie der Grammatik bei Wittgenstein sowohl innerhalb konkreter Argumentationsgänge als auch grundsätzlich methodologisch wichtig ist: Ihre Rolle ist zentral für die philosophische Untersuchung, gerade weil Wittgenstein von „Grammatik“ in einem umfassenden Sinne spricht, nicht nur in der Unterscheidung von Syntax und Semantik, sondern im Sinne einer Schlüsselkategorie.⁹

Grammatik ist etwas, „das sich aufdrängen will“, wie es in PU 304 im Kontext der Diskussion des Schmerzbenehmens heißt;¹⁰ sie ist kategorial nicht zu umgehen, nur zu verpassen. Wir können sie, in einer Weise, die über schulgrammatische syntaktische Standards und Regelfolgekompetenz mit Normativitätsimplikation hinausgeht, nicht übersehen. Grammatik ist in dieser frühen Zeit eine Quelle des Misstrauens. Das initiiierende „distrust of grammar is the first requisite of philosophizing“¹¹ der *Notes on Logic* setzt den Ton, der in Grammatik zunächst etwas sieht, das produktiv mit Vorsicht anzuschauen ist, das darauf hinweist, dass mit der Sprache, wie wir sie kennen und die wir gewohnt sind, nicht alles in der Ordnung ist. Wer der Grammatik nicht glaubt, glaubt dem nicht, was er in eingrenzenden Situationen gelernt hat; diese sind notwendigen Instituierungen in eine gegebene Sozialität vergleichbar und werden zunächst nicht kritisch befragt. Wie der

9 Dies hebt sehr gut Marie McGinn in ihrem Überblick über die Rolle der Grammatik in den *Philosophischen Untersuchungen* hervor; vgl. Marie McGinn, *Grammar in the Philosophical Investigations*, in: Oskari Kuusela, Marie McGinn (eds.), *The Oxford Handbook of Wittgenstein*, Oxford 2011, S. 646-666; weitere Hinweise u. a. in: Newton Garver, *Philosophy as Grammar*, in: Hans Sluga, David Stern (eds.), *The Cambridge Companion to Wittgenstein*, Cambridge 1996, S. 139-170; Hans-Johann Glock, *A Wittgenstein Dictionary*, Oxford 1996, „Grammar“, S. 150-155; Cressida J. Heyes (ed.), *The Grammar of Politics. Wittgenstein and Political Philosophy*, Ithaca/London 2003; Michael N. Forster, *Wittgenstein on the Arbitrariness of Grammar*, Princeton 2004; Antonia Soulez, *Wittgenstein et le Tournant grammatical*, Paris 2004; Hans Julius Schneider, *Wittgenstein und die Grammatik*, in: Hans Julius Schneider, Matthias Kroß (Hgg.), *Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein*, Berlin 1999, S. 11-30; Gordon Baker, *Wittgenstein's Method: Neglected Aspects*, Oxford 2006; Mauro Luiz Engelmann, *Wittgenstein's Philosophical Development, Phenomenology, Grammar, Method and the Anthropological View*, Basingstoke 2013.

10 PU 304, S. 376.

11 Vgl. Ludwig Wittgenstein, *Notes on Logic*, in: Ludwig Wittgenstein, *Notebooks 1914-16*, ed. G.E.M. Anscombe and G.H. von Wright, tr. G.E.M. Anscombe, Oxford 1979, S. 93-107, S. 106.

Knabe – mit Varro, Rousseau und v. Hentig¹² – zunächst in die Gesellschaft eingeführt werden muss (über ein Stufenprogramm, dessen Mechanizität angesichts des organischen Werdens auf das Problem der vorgestellten Invarianz der Entwicklung hinweist), gibt Grammatik deshalb Anlass zu Misstrauen im philosophischen Kontext, weil die Art, wie wir mit ihr bekannt werden, uns unfertig antrifft. Bildung ist mehr als Schulbildung, Grammatik nicht, wie Garver richtig bemerkt, „the stodgiest and dullest of school subjects“¹³, sondern eine zweistufig zu denkende Initiation in soziale Gepflogenheiten und Handlungsfelder, die nach dem unkritischen Aufnehmen, das in der schulgrammatischen Form einen Wert hat, ihre Weiterentwicklung und Ausdehnung als kritisches Werkzeug philosophischer Untersuchung kennt. Bei Wittgenstein lässt sich dies an der Unterscheidung von Oberflächen- und Tiefengrammatik in PU 664 ablesen: Tiefengrammatik hat ein weiteres Operationsfeld, bezieht sich nicht nur darauf, „was man mit dem Ohr erfassen“¹⁴ kann, und gibt Aufschluss über Verbindungen sprachlicher Ausdrucksformen untereinander. Die Redeweise „mit dem Ohr erfassen“ verneint hier ein absehbares Verständnis des Offensichtlichen – die Implikation ist, dass Sprache reicher ist als ihre lautliche Anmutung, neben dem Oberflächenklang etwas Differenzierteres, das andere Sinne zum Erfassen braucht. Wenn das „Ohr“ für das offensichtliche Verständnis steht, eines, dem man sich nicht entziehen kann, es sei denn, man würde das Ohr und den Hörsinn willentlich unschädlich machen, braucht die Erkenntnis tiefengrammatischer Verbindungen andere Wege. Welche könnten dies sein? Zunächst ist Tiefengrammatik in PU 664 so beschrieben: „Und nun vergleiche die Tiefengrammatik des Wortes ‚meinen‘ etwa, mit dem, was seine Oberflächengrammatik uns würde vermuten lassen. Kein Wunder, wenn man es schwer findet, sich auszukennen.“¹⁵ Der Begriff der Tiefengrammatik wird nicht direkt eingeführt, sondern über einen Vergleich mit der bereits näher erläuterten Oberflächengrammatik und dem Beispiel des Meinens. Dies ist kein Zufall, sondern entspricht der Rolle der Tiefengrammatik in Wittgensteins Werk: Die Rede von der Grammatik beginnt dem Gestus nach mit einem Vergleich, dessen Teil die Tiefengrammatik werden kann, weil uns die Oberflächengrammatik vertraut ist. Mit Hans-Julius Schneider geht es darum, Oberflächen- *und* Tiefengrammatik zu sehen – beide sind nicht plump dichotom gegeneinander zu stellen, sondern bezeichnen, wenn man ihre Genese in menschlichen Lernvorgängen bedenkt, unterschiedliche Lernschritte. Daneben kann man sagen, dass der Begriff der

12 Vgl. Hartmut v. Hentig, *Bildung*, Weinheim und Basel 2004, S. 143 ff.

13 Garver, *Philosophy as Grammar*, a. a. O., S. 139.

14 Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, a. a. O., S. 478 f.

15 Ebd.

Grammatik in den *Philosophischen Untersuchungen* ein *gesättigter Begriff* ist, d. h. einer, der, obwohl PU 664 spät in den *Untersuchungen* vorkommt, aufgeladen ist mit Bedeutungen, die an unterschiedlichen Orten der Diskussion ihre Facetten erhalten. Es geht daher nicht darum, den Begriff der Grammatik oder des Grammatischen auf eine einfache Formel zu bringen, sondern zu sehen, dass er sich nicht erschöpft, wenn man auf Stellen in Wittgensteins Werk verweist, an denen er sich findet. Vielmehr ist „Grammatik“ eine konstitutive, kohäsiv wirkende Kategorie, die eine philosophische Denkbewegung zeichnet, die mit bestimmten älteren Konzepten (Wesen, Substanz, „Ich“ als bezugnehmendem Ausdruck,¹⁶ dem Wahrheitsverständnis des aristotelischen *to tien einai*¹⁷) bricht, um die Entwicklungen der Moderne auf eine Weise wiederzugeben, die nicht nur einem, sondern mehreren Denkansätzen gerecht wird, indem sie diese wie eine Familienähnlichkeit verbindet. Grammatik als Familienähnlichkeit aufzufassen, also ein Schlüsselkonzept Wittgensteins auf ein anderes anzuwenden, hat noch eine weitere Wirkung: Es zeigt, dass Philosophie, wissenschaftsgeschichtlich, im 20. Jahrhundert eine Sache der Bezogenheiten wird, nicht der Setzungen. Sie wird relational in ihrem Umgang mit Gegnern, die zu Verbündeten werden können (Neurowissenschaft u. a.¹⁸) und zeigt dies bei Wittgenstein innerwerklich. Die Schlüsselbegriffe erläutern einander, ihre Reichweite wird innerhalb der verwendeten Begriffe von diesen nicht begrenzt, sondern ihre Aussagekraft potenziert.

Grammatik, die Anlass zu Misstrauen gab, ist als Konzept verwendbar, allerdings als eines mit unscharfen Grenzen (wobei eine Erkenntnis von PU 71 war, auf die Eigenschaft von Konzepten, verschwommene Ränder zu haben, überhaupt hinzuweisen: dies sei es, was wir brauchten). Im Bereich der produktiven Unschärfe ist die Grammatikkategorie situiert. Es sind viele Stellen aufzählbar (man schaue auf den Index der *Philosophischen Untersuchungen*); jede hat eine eigene Konnotation, einen eigenen Schwerpunkt. Unterschieden werden können die permissiven und die begrenzenden Verwendungsweisen: Letztere sind zu finden, wo vor Grammatik gewarnt wird, *distrust* empfohlen wird, um den Fallen der Sprache zu entgehen, die Verwendungsweisen mit permissivem Charakter scheinen Wittgensteins *Gesamtintention* eher zu treffen. Wie im *Big Typescript* gesagt wird, sei

16 Vgl. den Beitrag von Jens Kertscher in diesem Band.

17 Aristoteles, *Metaphysik*. Schriften zur Ersten Philosophie, übersetzt und hrsg. von Franz F. Schwarz, Stuttgart 1984, 983a 25, 988a 30, 993a 15 u. a.

18 Vgl. nur Dieter Sturma (Hg.), *Philosophie und Neurowissenschaften*, Frankfurt am Main 2006; Gerhard Roth, *Aus Sicht des Gehirns*, Frankfurt am Main 2003; Edmund Runggaldier, *Was sind Handlungen? Eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Naturalismus*, Stuttgart 1996.

die Grammatik „keiner Wirklichkeit Rechenschaft schuldig“.¹⁹ Diese Bemerkung ist indes nicht als Aussage über einen ontologischen Status der Grammatikkategorie zu sehen, sondern verbindet Grammatik mit dem Begriff der Verantwortung: „Die grammatischen Regeln bestimmen erst die Bedeutung (konstituieren sie) und sind darum keiner Bedeutung verantwortlich und insofern willkürlich.“²⁰ Nicht, weil Grammatik wirklichkeitsfern wäre, ist sie aus einem Verpflichtungszusammenhang entlassen, sondern, weil sie als willkürliche Größe keiner Bedeutung verpflichtet ist, die vor ihr da wäre und die Verwendungsweise eines Wortes oder Ausdrucks bestimmen würde.

Dieser Aspekt einer Geltung der Grammatik durch Selbstkonstitution ist zum einen die Einsicht in die Kontingenz nicht nur der Benennungen, der Wörter, mit denen wir etwas bezeichnen, sondern auch der Art, wie diese Wörter strukturell zueinander in Beziehung gesetzt werden. Zum anderen geht die Ablehnung einer Rechenschaft der Grammatik der Wirklichkeit gegenüber, deren Sprachverwendung sie ordnet, mit der Einsicht in die unabweisbare Gegenwart der jeweils gegebenen Sprache einher: „Eine Sprache ist, was sie ist, und eine andere Sprache ist nicht *diese* Sprache.“²¹ Dies ist nicht trivial oder tautologisch, sondern ein Schlüssel zu einem Begriff von Grammatik, der die Intuitionen der Oberflächengrammatik übersteigt. Die Beharrungskraft einer Sprache in ihrer spezifischen Umgebung zeigt, dass es nicht darum geht, eine Grammatik zu rechtfertigen (ihrer Geltung mit Blick auf umfassendere Standards vorzugreifen), sondern an ihre Willkürlichkeit zu erinnern, die durchaus verpflichtenden Charakter für ihren Geltungsbereich hat; Wittgenstein vergleicht die Willkürlichkeit der Grammatik mit der einer Maßeinheit.²² Die Einrichtung der Maßeinheit war willkürlich, bezieht sich aber trotzdem auf alle Sprachbenutzer, die im Geltungsbereich der Maßeinheit operieren und sich an diese zu halten haben. Es geht immer darum, grammatische Standards in ihrer Gegebenheit zu verstehen und anzuerkennen, nicht darum, sie in einer anderen Größe zu fundieren. Permissiv ist das Absehen von der Annahme immer weiter ausdeutbarer kausaler Ketten für Geltungsverhältnisse im Geistigen; Grammatik erlaubt es, sich ganz auf einen gegebenen Sprachgebrauch zu beziehen, ohne weiter nach der Erfüllung von Geltung fragen zu müssen. So ist denn ein Element der tiefengrammatischen Betrachtungsweise eines, das sich mit

19 Vgl. Ludwig Wittgenstein, Wiener Ausgabe, The Big Typescript, hrsg. von Michael Nedo, Wien 2000, S. 165.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 166.

einem der Oberflächengrammatik deckt: Beide Formen der Grammatik sind ausreichend legitimiert – die Oberflächengrammatik durch ihre Funktion in Lernsprachspielen und als nach Korrektheit beurteilte Form des Regelfolgens im engeren Sinne, die Tiefengrammatik durch das Gelingen ihrer ordnenden Beschreibungsfunktion, die auf übliche Handlungsfolgen verweist und damit nicht durch etwas bestimmt wäre, was in einer sie definierenden Weise vor ihrer eigenen Geltung läge. Jenseits eines Apriorischen, das Geltung an Erfahrungslosigkeit bzw. Notwendigkeit und Allgemeinheit bindet, eröffnet die Grammatikkategorie einen Zugang zur Sprache, der das Subjekt im Sprachvollzug identifiziert. Das Subjekt ist eine Prozesskategorie, deren Charakter von Sprachpraxen abhängt, die stetig veränderbar sind, anschließend an „the idea that selfhood is best conceived as a matter of non-self-identity (for example, as becoming or self-overcoming, or as being what one is not and not being what one is, or as being doubled or divided).“²³ Die Absage an Identitätskonstruktionen in der Sprache geht indes nicht so weit, die Kategorie grammatischer Subjektivität jenseits des Selbstgefühls anzusiedeln, das handelnde Menschen in ihren wechselnden Zusammenhängen haben. Nur folgt aus der Empfindung, ein Ich zu sein, die anthropologisch tröstend sein kann (und Handlungssicherheit geben kann), nicht, dass dieses Selbstgefühl theoretisch konzeptuell bestimmend wäre, wenn es um die Beschreibung von Sprachformen und den entsprechenden Lernpraxen geht. Im Gegenteil, das Selbstgefühl taugt nicht zur konstitutiven Rolle in Erkenntnisprozessen, da der sprachliche Diskurs mit Öffentlichkeit konnotiert ist, Öffentlichkeit aber ist das Merkmal nachmetaphysischer Sprachverwendung und eine Forderung. Eine Vorstellung des Subjekts, die dieses mit einem wandelbaren Selbstgefühl verbinden würde, das zugleich Kriterium seiner Konstitution wäre, würde jene Vorstellung von Öffentlichkeit, die bei Wittgenstein etwa das Privatsprachenargument trägt, konterkarieren und minimieren. Anders als die Vorstellung des Sprachspiels als Sprechsituation positiver Primitivität, in der der Aspekt des Regelfolgens deutlich wird, es zunächst vermuten lässt, ist das Subjekt als handelndes nicht zentral, weil es etwas tut, das es als Subjekt bestimmte, sondern weil es den Raum, in dem es als Subjekt überhaupt bestimmbar ist, mit anderen teilt. Ein Selbstgefühl, das Grundlage nicht nur einer Denkbewegung wird, sondern darüber entscheidet, wer in einer Gemeinschaft an der Subjektvorstellung Anteil hat, ist mit einer Aufgabe belastet, die das bei Wittgenstein wichtige Öffentlichkeitskriterium irritiert. Es reicht nicht aus, einen bestimmten Schmerz zu haben oder eine große Freude zu fühlen,

23 Stephen Mulhall, *The Self and its Shadows. A Book of Essays on Individuality as Negation in Philosophy and the Arts*, Oxford 2013, iv.

um ein Ich zu sein. Nicht nur aus den Gründen, die man gegen eine Ontologisierung der Lebenswelt anführen könnte, z. B. dass die Redeweise vom Seienden veraltet und irreführend wäre, da unsere Lebenspraxen sich mithilfe solcher Begriffe nicht mehr beschreiben lassen. Es ist vielmehr ein grundsätzlich retardierendes Moment in der Erklärung der Fabrikation von Erkenntnis zu glauben, Individualisierung sinngenerativ fassen zu können. Mit der Distanzierung der Sinnqualität durch Zerstreuung und Modernisierung – die *modernité* Baudelaires wie jene der Diversifizierung der Wege, wie etwas zu erkennen sei – begann eine Entwicklung, die nicht reversibel ist, da im Labor der Nachmoderne Subjekte keine Spielmarken mehr sind, die in Regelkanones ohne Weiteres abzusichern wären. Sicherung zerstreut sich auf das Innwerden verschiedener Handlungsstellen. Diese sind räumlich bestimmt, eher Nebeneinander als Beziehungsfolge. Die Ordnungsform der Kontiguität, des Nebeneinanders, lässt grammatische Strukturen wichtig werden, da sie hier vom Gedanken des Urhebers loskommen und diesen diversifizieren: Orientiert an Konversation,²⁴ Austausch, Miteinander gibt es Reihen von Urhebern, die in der Verbundenheit jene hinnehmende Qualität den Lebensformen gegenüber besitzen, die durch deren Gegebensein mit Wittgenstein impliziert wird.

Grammatik als Konzept, das uns die Bindung des Menschen an die Sprache als seine Bestimmung erscheinen lässt, da nur dem sprachlich bestimmten Subjekt deutlich werden kann, was sein anthropologisches Differenzmerkmal ist, ist von besonderer Wichtigkeit.²⁵ Als Anthropologikum lange bekannt, dennoch variabel in den Kontexten des Lebens, die wechseln und im Wechsel die Konstanz der Grammatik bestätigen als etwas, das auf Selbstvertrautheit²⁶ bezogen ist. In Kontexten der Grammatik wird die Vertrautheit mit sich selbst durch Regeln gestützt und beglaubigt. Mit Wittgenstein ist Selbstvertrautheit eine, die über das Selbstgefühl hinausgeht, dessen Kriterien nicht zuordbar wären. Die Äußerlichkeit der grammatischen

24 Vgl. ebd., xi.

25 Vgl. die Bemerkung von David Bell, dass unter Wittgensteins Beiträgen zur Philosophie jene besonders wertvoll seien, die im Ringen um Einsicht in die menschliche Subjektivität zum Vorschein kommen, vgl. David Bell, Solipsismus, Subjektivität und öffentliche Welt, übersetzt von Joachim Schulte, in: Wilhelm Vossenkuhl (Hg.), Von Wittgenstein lernen, Berlin 1992, S. 29-52, S. 29. Ohne mit der Kategorie der Grammatischen Subjektivität das Privatsprachenargument in dem Sinne umdeuten zu wollen (vgl. Bell, a. a. O., S. 48 ff.), dass Wittgenstein hier den Solipsismus „in einer Anzahl entscheidender Hinsichten billigt und weiterführt“ (S. 49), ist die Relevanzzuschreibung bezeichnend.

26 Vgl. Manfred Frank, Ansichten der Subjektivität, Berlin 2012, S. 353 ff.

Standards – dass sie durch Handlungen zu beglaubigen sind und dann weiter bestehen – bindet das Selbstgefühl an die Frage nach den Handlungen und Handlungsfolgen. Damit ist ein deontologisches Element in das Grammatikthema gebracht: Wer verhält sich angesichts grammatischer, eben auch tiefengrammatischer Vorgaben wie? Wie sollten wir uns verhalten, da wir grammatisch bestimmt sind? Gibt es Pflichten, die mit einem richtigen Verständnis nicht nur der Oberflächen-, sondern auch der Tiefengrammatik einhergehen? Ohne diese Punkte in diesem Rahmen ausführlich behandeln zu können, seien zwei Aspekte hervorgehoben: Erstens das Spannungsfeld von Subjektivitätsglauben idealistischer Prägung und der Abkehr von substantialistischen Ideen auf der anderen Seite. Es wäre zu einfach, grammatische Subjektivität eindimensional auf der prozessual-nichtfundierenden-relativen Seite zu verorten. Gleichwohl ist die Betonung von Subjektivität im Sinne eines Äquivalents zu Personalität, Ichgefühl, Selbstwissen eine Intuition, die an Diskurse anschließt, die ihrer Natur nach solche der Vergangenheit sind. Das Interessante der grammatischen Subjektivität ist die Verbindung von Begriffen, die bisher nicht explizit zusammen gedacht wurden. Bisher schien die Kategorie der Grammatik (sofern sie als solche deutlich werden konnte, wenn man an Wittgensteins heterogene Ideen zu dem Thema denkt) *nolens volens* mit einem Abschied von Regularien der Identität verbunden, von solchen, die auf Entsprechung abzielten, nicht auf Differenz, von jenen, die den einzelnen Fall in den Rahmen der Grammatik integrierten und dort festhielten. Wenn der einzelne Fall, die Sprachäußerung von Sprecher x, aber von dieser Grammatikalisierung ausgehend definierend auf den Menschen wirkt, der spricht, liegt die Sache anders. Mit der Erkenntnis, in einem Spannungsfeld aus Subjektstärke (mit der ganzen *gravitas* dieses Wortes in der Ordnung der Begriffe) und einem durch die Zeitläufte theoretisch nahegelegten Abschied vom Ideal des starken Subjekts zu operieren, hängt der zweite wichtige Punkt zusammen: Jenseits „unklar spiritualistische(r) Optionen [...] (Subjektivität als [den] Anker im metaphysischen Meeresgrund)“²⁷ zu sehen, geriet das Pronomen „ich“ in den Blick, die Frage bewusster Selbstreferenz ohne Selbstidentifizierung (Shoemaker),²⁸ die nach der Fremderfahrung und der dieser innewohnenden Erfahrung reziproker Koexistenz (Husserl)²⁹ oder jene nach dem Zusammenhang von Selbstbezug und

27 Manfred Frank, Vorwort, in: Manfred Frank (Hg.), *Analytische Theorien des Selbstbewußtseins*, Frankfurt am Main 1994, S. 7.

28 Sydney Shoemaker, *Identity, Cause and Mind. Philosophical Essays*, Cambridge u. a. 1984.

29 Vgl. Dan Zahavi, *Subjectivity and Selfhood. Investigating the First-Person Perspective*, Cambridge/Mass. 2005, S. 173 f.; vgl. auch Sören Overgaard, *Wittgenstein and Other*

Normativität.³⁰ Es liegt auf der Hand, dass diese und weitere ineinander verschlungene Fragen, die Begriffsunschärfen fördern und zum Teil zu fordern scheinen, nicht trennscharf bearbeitet werden können, ohne jeweils Implikationen zu kappen, die für einige Theorien konstitutiv wurden, von anderen abgewiesen wurden, von weiteren überboten wurden. Wenn beispielsweise gesagt wird, dass, mit Husserl, „ich“ ein „wesentlich subjektiver“ Ausdruck sei, ist darin zum einen der Zusammenhang von Subjektivität und Selbstreferenz betont.³¹ Hieran kann Verschiedenes hervorgehoben werden, etwa die Identifizierungsfrage,³² den Vorwurf des Speziesismus,³³ die Frage nach der Bezogenheit von System und Subjektivitätsbegriff³⁴ u. a. In Bezug auf die heterogenen Fragestellungen des Untersuchungsfeldes wirkt die Kategorie der Grammatik wie eine Klammer, deren Vielgesichtigkeit bei Wittgenstein die Vielzahl von Fragen spiegelt, die ausgehend vom Begriff der Subjektivität und verwandter Begriffe gestellt wurden. Das heißt, beide Begriffe befinden sich in einer Spannung, die daher rührt, mehr Anschlüsse zuzulassen, als theoretisch zu übersehen sind, sofern ein – mit der Idolqualität von Bacons *idola fori* aus dem *Novum Organon* behafteter – Vollständigkeitsgedanke nicht aufgegeben wird. Aber auch jenseits dieser Idee, deren irreführende Seite durch eine eindimensionale Logik der Entsprechung naheliegt (in beiden Fällen wird ein Gegebenes erst akzeptiert, wenn ein (Eben)maß, ein positiv bewertetes Gleichgewicht, erreicht ist), fächert sich das Bild der Grammatik auf, wenn sie auf Subjektivität bezogen wird. Die vielen Begriffe des Selbst, die es doch nicht auf den Begriff bringen können, lähmen in der differenzierenden Bewegung. Die Differenzierungen, die im Sinne des „I’ll teach you differences“ aus *King Lear* bedeutungsgenerativ gedacht werden können, scheinen so komplikationslos zu sein wie eine sprachliche Regel, die im Funktionieren ihre Gewordenheit, d. h. die Unwahrscheinlichkeit des Anfangs, vergessen hat. Direkt ergebnisorientiert ist aber Grammatik nur, wenn die Oberflächenform bevorzugt wird, nicht die Tiefengrammatik. Da Letztere mit Handlungsformen verschwistert ist, die

Minds. Rethinking Subjectivity and Intersubjectivity with Wittgenstein, Levinas, and Husserl, New York and London 2007.

30 Vgl. Sebastian Rödl, Selbstbezug und Normativität, Paderborn u. a. 1998; vgl. auch Sebastian Rödl, Self-Consciousness, Cambridge/Mass., London 2007.

31 Christoph Jäger, Selbstreferenz und Selbstbewußtsein, Paderborn 1999, S. 27 ff.

32 Vgl. Christoph Hubig, Identifizierte Subjektivität. Über die Rolle der Sprache für die Genese des Selbstbewußtseins, in: Wolfram Högbe (Hg.), Subjektivität, München 1998, S. 73-85.

33 Vgl. Carl Friedrich Gethmann, Praktische Subjektivität und Spezies, in: Wolfram Högbe (Hg.), Subjektivität, a. a. O., S. 125-145.

34 Vgl. Reiner Wiehl, Subjektivität und System, Frankfurt am Main 2000.

zum Zeitpunkt der tiefengrammatischen Regelgenese noch nicht feststehen, geht es nicht darum, ein bekanntes Ergebnis zu sichern, wie es bei der angestrebten Korrektheit der Regelanwendung im Kontext der Oberflächengrammatik der Fall ist.

Es wird deutlich, dass die Erschlossenheit des Selbst insofern vom Widerschein der Welt³⁵ herrührt, als dieser grammatisch organisiert ist – er steht nicht mehr im Widerspruch zu einem ursprünglichen Selbstbewusstsein, sondern löst dieses als Grundlage der Bedeutungsgenese ab. Das heißt nicht, dass „Selbstbewusstsein“ als Terminus obsolet würde, weil Menschen nicht mehr fühlen, dass sie ein Ich sind, dass sie etwas und jemand sind. Vielmehr gibt es unter der Voraussetzung, dieses Selbstgefühl sei grammatisch zu fassen, eine grundsätzliche Änderung: Die phänomenalen Eigenschaften mentaler Zustände³⁶ lassen sich nicht erfahren, ohne ihr sprachliches Durchwirktsein, das die Vorstellung, etwas sei erfahrbar, erst konstituiert. Auch wenn der Leib mitwirkt (und eine lange philosophische Tradition aufruft), ist das Phänomen der Grammatik eines, das etwa die Frage, Terminologien für leibliches Erleben (Schmitz) zu finden,³⁷ berührt, ohne eine schnelle Lösung anzubieten. Entscheidbarkeit hat mit Warten zu tun, einer Zeitspanne, in der sich Evidenzen bilden, entfalten, bewähren; manchmal werden sie verworfen, da das Leben reicher ist, als zeichenhafte Verständigung, die zum Signal minimiert wird. Jenseits der bloßen Signalqualität der Zeichen, die nach dem Reiz-Reaktionsmuster Kommunikation absehbar werden lässt und im Blick auf kurzfristig zu erreichende Zwecke funktionalisiert, betrifft die Betrachtung der Subjektivität nach dem Muster der Grammatik den Punkt der *Angemessenheit* im Blick auf das Eigene und das Allgemeine.³⁸ In der Frage, welcher Umgang mit den Möglichkeiten des Lebens im Blick auf eine Situation jeweils passend erscheint, spielt dieser Begriff eine wichtige Rolle, da das *aptum* mehr ist, als die individuelle Wahl, da es aber auch etwas anderes ist, als die vom Kollektiv-Institutionalisierten auferlegten Zwänge. Wer sich der grammatischen Prägung der Subjektivitätskategorie bewusst ist, hat ein Gefühl für die Notwendigkeit, Konstituenten der Bedeutungsgenese zu externalisieren. Damit ist nicht gemeint, behaviouristisch zu verkürzen, sondern zu sehen, dass, mit Castañeda, „mysteries

35 Manfred Frank, *Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. Essays zur analytischen Philosophie der Subjektivität*, Stuttgart 1991, S. 12.

36 Vgl. Heinz-Dieter Heckmann, Sven Walter (Hgg.), *Qualia. Ausgewählte Beiträge*, Paderborn 2006 (2.Aufl.).

37 Vgl. Christoph Demmerling, Hilge Landweer, *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*, Stuttgart 2007.

38 Vgl. Ulrich Pothast, *Lebendige Vernünftigkeit. Zur Vorbereitung eines menschenangemessenen Konzepts*, Frankfurt am Main 1998, S. 240 ff.

and perplexities arise easily when problems are treated in isolation“.³⁹ Dies spiegelt das Kontextprinzip und seine Verdienste. Bedeutungsgenese erwächst aus so vielen heterogenen Elementen, dass sie nicht auf einen Begriff gebracht werden kann, von dem sie ausginge. Die Kategorie der Grammatik jedoch bietet, wenn nach der menschlichen Subjektivität gefragt wird, den Vorteil, dass ihre Formen sich nicht erschöpfen. Die *exhausted forms* Spenglerscher Provenienz⁴⁰ führen bei einer an grammatischen Standards orientierten Betrachtung nicht zu einem Ende raumzeitlich individuierter Kulturkonzepte, sondern ersetzen diese, in Übereinstimmung mit dem, was Spengler *kosmischen Takt* genannt hat,⁴¹ durch die unifizierende Kraft symbolischer Medien. Die Sprache belässt in einer Ordnung, was nicht versucht, den Gang des Lebens zu stören. Anthropologisch verbinden sich Sprachspiele mit dem, was in einer Gemeinschaft als geteiltes Gut gilt.⁴² Geteilte Güter verpflichten nicht nur zu bestimmten Schutzmaßnahmen (auch bezogen auf geistige Güter). Sprachlich bestimmte Güter einer Gemeinschaft brauchen vielmehr eine konstante Absicherung von Geltung, deren Mechanismen nicht in finiten Sätzen erschöpfend beschreibbar sind, sondern sich verschiedenen Sachlagen, die abzusichern für eine Sozialität temporär notwendig ist, anpassen. Wenn Subjektivität grammatisch gedacht ist, hat dies einen Einfluss auf die Form von Absicherungsbewegungen in einer Gemeinschaft. Das grammatisch bestimmte Subjekt vermag etwa jene Staats- und Eigentumssicherungsprogramme, die mit Hobbes, Kant und anderen virulent wurden, anders zu fassen. Das grammatische Subjekt ist gesichert durch Veränderung, durch positive Irritierbarkeit von Gewohnheiten, Dinge auf *diese* Weise zu tun. Da der Umgang mit den Dingen, wie wir sie vorfinden, divers ist (ein Echo der Bemerkung Wittgensteins, dass „Existenzaussagen über Klassen sehr verschiedene Grammatiken“⁴³ haben), liegt in der Verschieb-

39 Hector-Neri Castañeda, *The Self and the I-Guises, Empirical and Transcendental*, in: Konrad Cramer et al. (Hgg.), *Theorie der Subjektivität*, Frankfurt am Main 1987, S. 105-140, S. 105.

40 Vgl. William James DeAngelis, *Ludwig Wittgenstein – A Cultural Point of View. Philosophy in the Darkness of this Time*, Aldershot 2007, S. 72.

41 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, Band 2, München 1972, S. 559.

42 Vgl. in Bezug auf Cavell: DeAngelis, *Ludwig Wittgenstein – A Cultural Point of View*, a. a. O., S. 73.

43 Ludwig Wittgenstein, *Vorlesungen 1930-1935*, Cambridge 1930-1932, aus den Aufzeichnungen von John King und Desmond Lee, hrsg. von Desmond Lee; Cambridge 1932-

barkeit und Offenheit der grammatischen Standards, die nun als Orientierung dienen, nichts Bedrohliches. Vielmehr ist hier eine Entsprechung ohne Idolimplikation hergestellt, wenn, anders als bei Maihofer, die Regelgeleitetheit einer sprachlichen Äußerung bereits als geordnet und in Übereinstimmung mit einer gegebenen Ordnung gelten kann, ohne auf eine Rangordnung zu verweisen, die ein Recht jeweils als *Vorrecht* versteht.⁴⁴ Die Ordnung der Grammatik ist gleichberechtigt auf der prozeduralen Seite – bezogen darauf, wie mit sprachlichen Äußerungen, die zu ordnen sind, verfahren wird, aber nicht im Sinne einer vorherbestimmenden Festlegung auf der Inhaltsseite. Die Offenheit der Grammatik-kategorie perspektiviert das Subjekt, das sich nicht mehr als Einheit erfahren muss, so vielschichtig wie die Zeit, in der, historisch gesehen, Subjektivität auf Vernunft bezogen wurde.⁴⁵ Die Bezogenheit wirkt fort, sie ist nicht zu beenden oder zu korrigieren. Stattdessen verschafft die Orientierung an Grammatik einen Freiraum, in dem Bedeutungsgenese Sache solcher Subjekte ist, die grammatisch bestimmt sind. Die grammatische Bestimmtheit lässt sich erfahren als Verkleinerung eines Anspruchs auf Repräsentation, als Rückzug des Subjekts aus der Rolle des direkten Verursachers, als Rückweisung der *fortunes of self-consciousness*⁴⁶ auf den rauhen Boden. Der *grammatische Unterschied* bleibt bezeichnend, wenn nach Bedeutung gefragt wird, weil er jene betrifft, die nach Bedeutung fragen. Wünsche nach Dauer und Festigkeit eines Ich treffen auf die Variabilität der grammatischen Bestimmung, die nicht an ein Ende kommt, weil der Begriff des Ich wie der des Selbst eine Aufgabe ist, nicht eine Antwort. Die Aufgabe bleibt bestehen, wenn bei Wittgenstein philosophisch nachmetaphysisch, aber nicht absehbar verfahren wird: *A modest person does not act under the title of modesty* (Williams).⁴⁷ Von jener Art ist die Zurücknahme von Ansprüchen an philosophische Erläuterungen von Subjektivität, die die Reichweite des zu beschreibenden Problems sehen, aber an der zurückhaltenden Form des Lösungsweges festhalten.

1935, aus den Aufzeichnungen von Alice Ambrose und Margaret McDonald, hrsg. von Alice Ambrose, übersetzt von Joachim Schulte, Frankfurt am Main 1989 (1984), S. 371.

44 Vgl. Werner Maihofer, Vom Sinn menschlicher Ordnung, a. a. O., S. 36.

45 Vgl. Rüdiger Bubner, Wie wichtig ist Subjektivität? Über einige Selbstverständlichkeiten und mögliche Mißverständnisse der Gegenwart, in: Wolfram Högbe (Hg.), Subjektivität, a. a. O., S. 235-246.

46 Vgl. Richard Moran, Authority and Estrangement. An Essay on Self-Knowledge, Princeton and Oxford 2001.

47 Zit. nach ebd., S. 170.

Das grammatische Subjekt

Konstitutionsformen von Subjektivität in der Moderne

SANDRA MARKEWITZ

Das Ich, das Ich ist das tief Geheimnisvolle!

Wenn die Geschichte der Subjektivität die Geschichte ihrer Irrtümer ist, wie man meinen könnte, da neue Lesarten die alten Selbstgewissheiten einebnen und in Imperativen der Zerstreung von Sinn und Bedeutung obsolet werden lassen, bleibt doch das Gefühl, zu handeln mit durchaus festen Rändern, aufzumerken in Vorgängen des „Ich bin ein Ich“, zu wissen, dass kein finites Wissen uns schützt und doch jenes Set von Regeln kommunikative Kompetenz und Performanz in einer Weise regelt, die es den einzelnen Teilnehmern des Kommunikationsspiels ermöglicht, regelgeleitetes Tun in genügender Weise für finit zu halten, um sich danach zu richten.

Die Geschichte der Subjektivität in ihrer Ambivalenz – Sich-Wissen in der Tradition Hegels, das von der Leistung des Einzelnen zu konkreten Verkörperungen in einem Staatswesen als Identität von Wirklichem und Vernünftigem als Grundlage von Handlungserfolg kommen wollte *und* die Fähigkeit, gegebene Anordnungen der kontingent verdichteten Wissensbestände durch Imagination zu überschreiten – begleiten bis heute philosophische Konzepte, die vom Menschen sprechen, ohne in eindimensionales Pathos auf der einen oder Prägungen der Provenienz technizistischer Mechanik auf der anderen Seite zu verfallen. Der Mittelweg, der die Vorstellung der *guten Mitte* (Mesotes) mit dem Wissen um das mögliche Ende solcher Einwilligung in Phänomenen von Bruch, Schock und Spaltung verbindet, hält sich an das implizite Wissen der Kommunikation in Mittellagen – was sie übersteigt, die Mitte zum Extrem zu führen scheint, aktiviert die Ausschlussmechanismen, die dafür sorgen, ein Ideal zu bewahren, das formal in seiner regulativen Kraft auf die Inhaltswerte einwirkt, die kommunikative Beziehungen konstituieren.

Romantik und Moderne in einem vielfach beschriebenen Antizipationsverhältnis¹ lassen Motive der romantischen Weltannäherung als Annäherung an das *Absolutum*, die Gewohnheit einer Übersteigerung, erscheinen, die die Abkehr von der *illusio* einer stabilen Mittellage zum Programm gemacht hat: Wittgensteins philosophische Erkundungen machen diese, bei gleichzeitiger Transformation genialischer Subjektivität zu fortgesetzter mundaner Rekontextualisierungskompetenz in alltäglichen Umgebungen, rückgängig. Zugleich wird der Traum der Sprache bewahrt in dessen Verschiebung in den Raum, in dem ethische Fragen verhandelt werden – der ethische Anspruch verträgt sich mit der Welt um den Preis, nicht das zu sprechen und nicht von dem zu sprechen, was Menschen in einem absoluten Sinne erwarten. Der Abschied von Mittellagen im romantischen Absolutheitsstreben, das widersetzliche Momente hat und als Emblem einer Zeit nur unter Ausklammerung bestimmter Bekenntnisse zu Ordnung, Einbildungskraft im Dienste der Idee oder Philosophemen der Subjektfeier, der das Denken zufällt wie das Wunderbare, gesehen werden kann, erfährt nun von Wittgenstein einen Schnitt: Das Subjekt der neuen, dunklen Zeit fern der Feier ist das grammatische.

Grammatische Subjektivität ist die Kategorie, die die Orientierung an Tiefengrammatik (die fragt, wie ein Wort verwendet wird, wobei die Einbeziehung des im weiten Sinne pragmatischen Kontexts entscheidend ist, der, wie man früher in Rekurs auf Austin gesagt hätte, stabilisierenden und variierenden Macht der Perlokution) mit dem Aufmerken auf eine veränderte und sich sukzessive verändernde Sicht auf das Subjekt verbindet; es ist mit der Etymologie des Wortes Subjektivität insoweit im Bunde, als es sich den Wirkungen jener stark gedachten grammatischen Kraft zu unterwerfen hat, die nicht als *illocutionary*, eher als *grammatical force* beschrieben werden kann, der die Übersetzung des Ausdrucks als *grammatische Rolle* den Blick auf den Darstellungsaspekt addiert, wie die *grammatische Kraft* von etwas noch Ungerichtetem spricht, das durch deambiguiierende Prozesse seine Einbettung in jene Kontexte erfährt, die durch *grammatische Subjekte* kontextsensitiv konstituiert werden. Das grammatische Subjekt steht im Zentrum der Kreuzungspunkte von Zuschreibungen: Autonomie als Kraft des selbstbildenden, selbstgegebenen Gesetzes, heteronome Prägung durch histo-

1 Vgl. nur M.W. Rowe, Wittgenstein's Romantic Inheritance, *Philosophy* 69, 1994, 327-351, Richard Eldridge, *Leading a Human Life. Wittgenstein, Intentionality and Romanticism*, Chicago 1997, Karl Heinz Bohrer, *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*, Frankfurt am Main 1989, Andrea K. Henderson, *Romantic Identities. Varieties of Subjectivity 1774-1830*, Cambridge 1996, Richard Eldridge, *The Persistence of Romanticism: Essays in Philosophy and Literature*, Cambridge 2001.

risierte Gewohnheit, Möglichkeit deren imaginativer Überschreitung, oft im Einklang mit dem, was überschritten wird, erwartete Einwilligung in einen bestehenden Regelkanon durch Handlungen, die dem Kriterium der Übereinstimmung mit vorgegebenen Mustern folgen.

Die drei Punkte (Zuschreibungspraxen) der Autonomie, der heteronomen Prägung und erwarteten Übereinstimmung mit vorgegebenen Mustern sollen der Reihe nach auf das Paradigma „grammatisches Subjekt“ befragt werden: Wie weicht diese Figur (denn eher als ein habbares Etwas ist es eine wechselnde Konfiguration im Raum der Wissensspiele) von den drei Punkten ab? Welche Zuschreibungspraxis wird von dem Konzept der grammatischen Subjektivität aufgenommen, welche abgelehnt? Wo in Wittgensteins Werk finden sich Hinweise darauf, wie ein grammatisches, nachmetaphysisches Subjekt beschaffen ist? Welche seiner Merkmale lassen sich in Rekurs auf Wittgenstein belegen und welche Punkte sind den Ausgangsfragen nach Autonomie, Fremdprägung und Musterübereinstimmung zu addieren? Um diesen Fragen nachzugehen, wird zunächst der Begriff der Grammatik in Wittgensteins Werk beleuchtet, insofern er mit der Konstitution eines Subjektes zusammengedacht ist, für dieses bedeutsam ist. Nachdem wichtige Beispielstellen auf unsere drei vorläufigen Kriterien abgeklopft sind und die Frage nach neuen Merkmalen des Begriffs grammatischer Subjektivität bedacht wird, geht es abschließend um die erste Konturierung der *grammatical force* – jenes Elements, das sprachlich wirksam wird in Akten der Regelerorientierung und dem Aufmerken auf die Verwendung eines Wortes in der Sprache (PU 43 grammatisch zu lesen, bedeutet insbesondere, auf die hier übliche Verallgemeinerung zum Gebrauchstheoriethorem zu verzichten²). Anders gesagt: das grammatische Subjekt handelt in Zuschreibungen, die auch losgelöst von der Subjektstelle wirksam sind (als historische Konstanten), grammatisches Subjekt und *grammatical force* stehen in einem Verhältnis, das je nach Standpunkt die anthropologische Basis sprachlichen Handelns *oder* dessen überindividuelle, sozial verbindliche, die Ichstelle zum Handeln des Man anonymisierende Größe betont. Beides – man erinnere sich an das Ideal der Mittellage – hat etwas für sich und verzichtet auf die Belohnung, die in der Entscheidung für *eine* Ausdrucksform geistiger Prägekraft liegt. Wie es schwierig ist, etwas „im Sinne Wittgensteins“ oder „wie in Wittgensteins Theorie“ zu sagen, geht es um die Orientierung an der

2 Vgl. zur korrekten Lesart von PU 43: Eike von Savigny, *Der Mensch als Mitmensch*, Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“, München 1996, darin: Kapitel 3: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“: Schlusswort zu „Philosophische Untersuchungen“ § 43a, S. 70-73. Vgl. auch Katalin Neumer, *Die Relativität der Grenzen. Studien zur Philosophie Wittgensteins*, Amsterdam 2000, S. 115 ff.

Anwendung des Denkens: dem Prozess jenseits der Standards, die jeder erwartet, der Einlösung des „Was der Leser auch kann, das überlaß dem Leser“³, dem ehrwürdigen Begriff, sofern man ihn bei ihm noch findet? Die Idee liegt nahe, dass der Begriff, in dem vom Selbst geredet wird, selbst zerstreut ist auf Kapazitäten der grammatischen Beschreibung. Das Reden vom Ich erscheint als Aufgabe einer Subjektivität – auch jenseits der scheinbaren Quelle im Innern.

Dass auf Descartes die Einsicht zurückgehe, „daß dem Selbstbewußtsein ein besonderer erkenntnistheoretischer Status zukommt, da es – in der Flexionsform der ersten Person Singular, als *Cogito* – zum ersten Prinzip allen wahrheitsfähigen Vorstellens auserkoren wird“⁴, ist bis heute die starke Prägung des Sprechens über Subjekt und Ich, dessen Zweifel und Glaubensgewissheit, Blüte und Anfechtung. Schon das kurze Zitat wirft neben seinem erklärenden Gehalt (die gegenwärtige Diskussion dieses Begriffs wird hier ausgeklammert) eine Vielzahl von Fragen auf, die auf Begriffsklärung abzielen, von der Wahrheitsfähigkeit, mit der das „Vorstellen“ auftreten sollte, zu schweigen. Nehmen wir zur Kenntnis, dass Begriffsklärung Not tut. Dass das *Cogito* „auserkoren“ wurde, legt das ursprüngliche Nebeneinander mehrerer potenzieller Prinzipien in ihrer potenziellen Funktion als Leitkategorie nahe. Selbstbewusstsein ist Epochenprägung (Gründungsakte des Deutschen Idealismus und Ursache, diesen Gründungsmythos selbst – im doppelten Sinne – in Zweifel zu ziehen) und Explanandum, das hier auf seine Wirksamkeit als Explanans befragt wird: Was tut Wittgenstein mit dem „Selbstbewusstsein“, der „Seele“? Wenn wie oben gesagt, Wittgenstein in die heile Welt der Selbstrede hineinschneidet, indem er auf deren grammatische Bewandnis hinweist, sind die graduellen Unterschiede unter den Ausdrücken, die ein selbstredfähiges Subjekt verbürgen, zweitrangig. Wovon man nicht mehr sprechen kann, kann in der Differenzierung nicht weiterleben, sie erhält etwas, dessen Zeit vorbei ist. Auch dies eine Bewandnis des mittleren Weges: Grammatik und Subjektivität erläutern einander um den Preis, sich im Blick auf eine ursprüngliche Emphase zu neutralisieren. Grammatische *Subjektivität* spricht vom Ich, als werde es nicht durch Tiefengrammatik, sondern durch Wesens- und Zentrumsglauben bestimmt, *Grammatische* Subjektivität löst sich wie gewohnheitsmäßig von dem Substantiv, das sie erläutert. Wenn wir mit Austins *Sense and Sensibilia* unzeitgemäße Substantivierung als gängige Fehlerquelle des Philosophierens identifizieren, auch als

3 Ludwig Wittgenstein, Werkausgabe, Band 8, Über Gewißheit, Bemerkungen über die Farben, Zettel, Vermischte Bemerkungen, Frankfurt am Main 1984, VB, S. 560.

4 Thomas Grundmann et al. (Hgg.), Anatomie der Subjektivität. Bewusstsein, Selbstbewusstsein und Selbstgefühl, Frankfurt am Main 2005, S. 10.

Warnung davor, was passiert, wenn man die vorhandenen Entitäten gegen Ockhams weisen Ratschlag doch ohne Not vermehrt, zeigt sich der Sinn der Mittellage. Innerhalb des Begriffs *Grammatische Subjektivität* gibt es eine Spannung, die mal zu diesem, mal zu jenem Pol tendiert. Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* helfen, das Begriffspaar in einer Mittellage zu halten, indem die grammatische Seite betont wird. Das heißt, von einem überlieferten Überhang auszugehen, der das Ich als Ordnungsform wirksam werden ließ, wo es einmal sprechen konnte. Um diesen Hang zur wesenhaft gedachten Subjektivität auszugleichen, bedarf es der Betonung grammatischer Standards; erst dann entfaltet sich eine Anatomie der Subjekte, die nicht von ihrem Erbe der unbefragten Subjektivität allzu sehr geprägt wird. Das Gleichgewicht (ein freundliches Equilibrium der dem Begriff immanenten Kräfte) ist Arbeit, nicht dauernde Interpretation, aber Reaktion – und dass diese nicht passiv ist, sondern in ihrer zur Erwartbarkeit geformten scheinbaren Selbstverständlichkeit etwas Konfigurierendes, bestimmt den Blick auf sie in der im Rekurs auf grammatische Standards argumentierenden Zeit. Subjektivität ist ein „altes Rätsel“⁵, das sich immer wieder bedenken lässt, eine Frage, die mit einem Selbstverhältnis auch diejenigen befragt, die es befragen, eine Selbstversicherung im Gewand des philosophischen Diskurses, nicht zuletzt ein Traum der Sprache und ihrer Möglichkeiten. Subjektivität ist Begriff, der auf eine Differenz weist, zu den anderen zum Leben Individuierten und zugleich Identität beschwört: das, was sich unterwirft, in einem gemeinsamen, dauernden, anhaltenden Akt des Regelfolgens und der Einwilligung in die konventionale Beschaffenheit von Sprachkörper und Lebensweltprägung durch Mithandeln. Dieser pragmatische Punkt des Subjektivitätsbegriffs ist entscheidend, der besagt, dass Subjektivitätsorganisation in der Konzentration auf Handlungsanteile von Akteuren aufrufbar ist (und eine Entsprechung in der Forderung findet, Begründungen einer These oder Theorie „nur in bezug auf eine intendierte oder unterstellte Anwendung vorgeschlagener Unterscheidungen“⁶ als zureichend bewertbar anzusehen). Pragmatisch verliert sich das romantische Erbe in laufenden Handlungsvollzügen. Diese sind noch immer Teil des Rätsels, Teil eines Wissens, das über propositionale Finitismen hinausgeht und doch Geltung beansprucht und somit an Legitimationsdiskurse, die auf Durchsetzung abzielen, notwendig angeschlossen

5 Vgl. Oswald Schwemmer, Die symbolische Gestalt der Subjektivität oder Ein altes Rätsel, noch einmal bedacht, in: Wolfram Högerebe (Hg.), *Subjektivität*, München 1998, S. 49-71.

6 Vgl. Pirmin Stekeler-Weithofer, Das Subjekt des Handelns als Objekt der Reflexion, in: Högerebe (Hg.), *Subjektivität*, a. a. O., S. 147-166.

ist. Das Sprechen über das Subjekt als methodisch nicht indifferente, sondern Unterschiede gerade suchende Orientierung an Anwendung und Praxis zu verstehen, lässt Kategorien als *Redeformen* sichtbar werden.⁷ Subjektivität ist auch *façon de parler* im Selbstbeschreibungsspiel; mit Selbstbeschreibungskompetenz kommt das Wissen von sich selbst, das das Subjekt in eine Praxis einsetzt, die seine wird, das sich fernerhin als in diese Praxis eingesetzt erkennt. Wie Differenzierung hier mit Diskursivierung einhergeht, erfolgt Bewertung mit Rekurs auf Anwendung: Kategorien als Redeformen bewahren sich in Akten von Anerkennung, wiederholter Bestätigung von Rede durch Gegenrede und Tun und zureichender Nähe zu Initiationsdiskursen, die Neues sagen, es an Altes binden und so eine Kontinuität der kategorialen Bestimmung im langfristig operierenden Semantisierungsgeschehen ermöglichen.

Wenn nun die grammatische Bewandnis als vorrangig vor essenzieller Bestimmung, Substanzglauben und Letztbegründung deutlich werden kann, hat sich eine Redeform in einer bestimmten Weise organisiert. Es wurde ihr, durch Vollzüge von Mehreren, etwas addiert, das neue Seiten an einem alten Begriff sichtbar werden lässt, d. h. diese zum ersten Mal so konstituiert, dass sie gesehen werden können. Grammatik ist auch die Änderung einer Redeform, und diese Änderung geschah in der Moderne. Wie man eben diesen Ausdruck, „die Moderne“ kaum benutzen kann, ohne sich im Geflecht der Fährten und Vorurteile zu verlieren, die von diesem Substantiv ausgehen, hat die *modernité* aus der Not eine Tugend gemacht: Das vielstimmig-zerstreute Sinnzentrum wurde neue Richtschnur. So wurde an der Idee des signifizierenden Zentrums durchaus festgehalten, es hatte sich nur in mannigfaltigen Vollzügen gleichsam vervielfältigt und ermöglichte – prozesshaft – die Zentrumswahl. Ein Zentrum selbst zu wählen entspricht dann der Ansicht, es gebe keines mehr, wenn es nicht als solches begriffen und nicht mehr durch Handlungen beglaubigt wird, die sich als Teil eines Sinnprojekts (und der Sinnprojektion auf das, was den Sinn erklären soll) begreifen. Die Zentren werden verteilt, es gibt ihrer mehrere, es gibt nicht mehr die Verbindlichkeit eines Zentrumsglaubens, der, auf der Stufe kategorialer Bestimmung, das Subjekt beträfe. Gerade weil sich in Zeiten moderner Selbstbeschreibungsformeln (Bruch, Kälte, Schock, Diskontinuität, Augenblicksbewusstsein usw.) das Selbst von seinen Beschreibungen emanzipiert, kann die Zeit der *grammatischen Subjektivität* kommen. Sie ist eine Anschauung, die das Angeschaute, das Subjekt, nicht im Bilde feststellt. Es ist eine Eigentümlichkeit, dass uns, im Falle der grammatischen Subjektivität, ein Bild nicht mehr gefangen hält, das doch den Anlass gab, der sprachlichen Repräsentation von Subjektivität nicht mehr zu glauben,

7 Ebd., S. 147.

unseren alten Redeweisen, denen das Ich Herr im Hause war, das jetzt nicht mehr zu gebieten hat.

In Spannung zu dem gewöhnlichen Verständnis von „Grammatik“ ist hier eine Ordnungsform nicht mehr nur als diese Ordnungsform gesehen, sondern in besonderer Weise als Anwendungsform: das Geordnete erhält sich in wiederholten Kontextualisierungen der Sprachbenutzer. Man erinnere sich an die Kategorie als Redeweise; auch im Falle der Grammatik trifft diese Beobachtung zu: In einem durch grammatische Standards (Standards die sich auf Verwendungsweisen von Wörtern mit weitem Hof konzentrieren, die mit Handlungsformen verschwistert sind) geprägten Umgang mit philosophischen Problemen ist auch die Rede von uns selbst betroffen. Wer die Kategorie der Grammatik vor der Essenz privilegiert, privilegiert eine Form der Selbstrede, die sich dieser kategorialen Differenz verpflichtet weiß. Die Anwendung der Kategorie „Grammatik“ ist fast tautologisch (im herkömmlichen Sinn des Wortes, der dem *tauto logos* nichts Positives abgewinnen kann), da der Umgang mit der Kategorie ebenso anwendungsbezogen ist wie sie selbst. Wir können unter grammatischen Vorzeichen reden, wir können den pragmatischen Impuls, der auf Verwendungsformen von Wörtern abstellt, noch einmal pragmatisieren, indem er als Kategorie Redeform wird⁸ und das heißt: in einer Weise Gegenstand der Rede wird, die, wie oben gesagt, konstitutiv mit Handlungsformen verbunden ist. Wie diese doppelte Bewandnis der Kategorie „Grammatik“ als Verwendungs- und als Redeform (Pragmatisierungs- und Diskursivierungsstrategie in steter Überlagerung) wichtig für die Rede vom Subjekt wird, soll im Blick auf Abschnitte der *Philosophischen Untersuchungen* herausgearbeitet werden.

Autonomie, heteronome Prägung und Musterübereinstimmung sind Kriterien, die von einer Sprache sprechen, die auch als zweite Sprache hinter der ersten⁹ anwendungsbezogenen die Landkarte kognitiver Situierungen bestimmt: Wie der Riss zwischen Vorder- und Hinterbühne sprachlichen Ausdrucks Philosophen in Gruppen einteilen lässt (Wittgenstein mit Austin und Davidson gegen Saussure,

8 Im vorliegenden Kontext der moderneindizierten Abkehr von *substantia* und Subjekt-pathos sowohl wider die „Anmaßung transzendenten Wissens“ (vgl. Stekeler-Weithofer, *Das Subjekt des Handelns als Objekt der Reflexion*, a. a. O., S. 147) als auch gegen die scheinbare Finitsetzung einzelner Bezugsweisen; das grammatische Subjekt ist im Fluss der Anwendungen aufgehoben, die es konstituieren, es wird ebenso zeitweilig verdichtet wie der Strom der Sprache in Wittgensteins Flussbett-Metapher in den erkenntnistheoretischen Überlegungen in *Über Gewißheit*.

9 Vgl. Sybille Krämer, *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 2001, S. 9 ff.

Chomsky und Searle), ist der Glaube an die Sprache hinter dem Sprechen ein Prüfstein für die grammatische Prägung des Explanans, die auf die Explananda einwirkt. Das heißt in erster Linie: Die Frage nach Autonomie des Selbst wird gestellt in Zeiten der *autonomy of language or arbitrariness grammar*; ein „provocative claim [...] against linguistic foundationalism, the view that language should mirror the essence of the world.“¹⁰ Diese Ansicht des *foundationalism* ist so alt wie intuitiv wie durch neue Intuitionen überholt. Grammatik ist nicht das Ende von Logosauszeichnung und Subjektstärke. Das Subjekt kam vielmehr mit dem Logos, von dem es sich getrennt sah; dass es dies konnte, sich selbst zum Bild werden konnte in Prozessen des Denkens über das Denken ist eine Operation eben des vernünftigen Tieres – das über die Vernunftannahme sich selber fand. Dieses Findenkönnen ist ein komplexes Unterfangen, das in als längsschnittig verstandene geistesgeschichtliche Semantik hineinschneidet, sich aber auch durch diese unterstützt weiß: Wovon man abweicht, ist, wie überbordende Exzentrizität, ans Zentrum definitorisch gebunden, es muss von dem sprechen, was es nicht ist, um etwas über sich zu erfahren. Dem Gehaltenwerden in der Grammatik entspricht die Anwendung einer Semantik, die sich von ihren tragenden Ursprüngen immer mehr entfernte. Diese waren Verfahren der Bewahrung vor denen der *ars inveniendi*, Kanäle des noch unbewussten Mittuns von Mehreren, prozedurale Vorgänge der Sicherung einer verpflichtenden Ätiologie. Worin nun besteht Wittgensteins im Einklang mit den ingeniösen Neuerungen des 20. Jahrhunderts in Gedanke und Übertragungsweg stehende Privilegierung der Grammatik, die er, im Großteil seiner Geschmacksurteile ein Mann des 19. Jahrhunderts, im Fall der Bedeutungsbildung als konstitutive Kraft ansah? Zunächst ist Grammatik jene Größe, der es „an Übersichtlichkeit (fehlt)“¹¹, die davon geprägt ist, „daß wir den Gebrauch unserer Wörter nicht *übersehen*.“¹² Übersicht ist, was grammatische Bestimmungen in ihrer Oberflächenform geben. Als Tiefengrammatik verstanden, wird die ordnende Kraft der Grammatik mit den Problemen konfrontiert, die ihre Anbindung an weite Handlungskontexte mit sich bringt: Es genügt nun nicht mehr, eine gelernte Regel anzuwenden, den Gebrauch in der Sicherheit eines Lernkontextes zu befestigen. Tiefengrammatisch sind die Sprachbenutzer als jene angesprochen, die an einer Lebensform partizipieren, die mit ihren Wortverwendungen vieles bewirken, das

10 Hans-Johann Glock, *A Wittgenstein Dictionary*, Oxford 1996, „Autonomy of Language“, S. 45-50, S. 45.

11 Ludwig Wittgenstein, *Werkausgabe*, Band 1, *Tractatus logico-philosophicus*, *Tagebücher 1914-1916*, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 1984, PU 122, S. 302.

12 Ebd.

über die bloße Korrektheit hinausgeht – es sind Teilhaben an Kontexten, in denen sie zur Rechenschaft gezogen werden können, eine Korrektheit, die Interpretationen offen steht. Über die Sanktionsmöglichkeiten der *peer user* hinaus besagt die in PU 122 angesprochene normative Komponente, dass Gebrauchsformen in einem Überblick ansichtig zu machen sind. Dieser Überblick ist nicht nur die Sammlung deskriptiv verfügbaren Wissens, sondern wirft Fragen nach den Orten auf, die diejenigen einnehmen, die gehalten sind, übersichtliche Darstellungen zu geben, Fragen nach einem Sollen. Die konkrete Vorstellung einer Übersicht stellt die Frage nach Normativität in grammatischen Kontexten. In der Tat ist die Methode der Begriffsanalyse nicht normativ unschuldig.¹³ Die „bloße Beschreibung“ ist Konstrukt vieler Einflussfaktoren, ihre „Blöße“ noch Rückgriff auf ein Idol der Unmittelbarkeit und normativen Uneinholbarkeit des philosophisch mit Blick auf empirische Gegebenheiten Gesagten. Der Status des Satzes „Sie läßt alles, wie es ist“¹⁴, bezogen auf die Philosophie, ist darum ein ambivalenter: Was die Philosophie läßt, wie es ist, ist das Instrumentarium einer Sprache; wie es angewendet, kombiniert und rekombiniert wird, bringt normative Orientierungen ins Spiel. Grammatik als Tiefengrammatik hat sich dem Problem des normativen Einflusses auf Anordnungsabsichten zu stellen; auch wenn Intentionen nicht bedeutungskonstitutiv sind, ist die scheinbar bloße Schau des Deskriptiven Ergebnis von Auswahlprozessen, die durch Faktoren determiniert werden, die über die Rechenschaft hinausweisen, die sich einzelne ablegen können. Das grammatische Subjekt ist eines, das in diesem Sinne zwischen Autonomie (der Sprache wie ihrer Benutzung) und Heteronomie steht, dass diese Positionierung in der Moderne prägend wurde, ist kein Zufall. Habermas schreibt:

„Zwischen den deklarierten und den verschleierte[n] normativen Grundlagen besteht ein Mißverhältnis, das sich aus der *undialektischen* Zurückweisung der Subjektivität erklärt. Mit diesem Prinzip der Moderne werden nicht nur die versehrenden Konsequenzen eines vergegenständlichenden Selbstbezuges, sondern auch die *anderen* Konnotationen verworfen, die die Subjektivität einst als uneingelöstes Versprechen mit sich geführt hatte: die Aussicht, auf eine selbstbewußte Praxis, in der sich die solidarische Selbstbestimmung aller mit der authentischen Selbstverwirklichung eines jeden einzelnen sollte verbinden können.“¹⁵

13 Vgl. nur Peter Böke, Die begriffsanalytische Methode in der Spätphilosophie Wittgensteins, Marburg 2003.

14 Vgl. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, a. a. O., PU 124, S. 302.

15 Jürgen Habermas, Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt am Main 1998 (6. Auflage), S. 391.

Rätsel, Versprechen, Aufgabe – Subjektivität bündelt die Wünsche wie sie Option auf Handlungsformen ist; in einer Zukunft werden sich die Dinge, so der hoffnungsvolle Unterton bei Habermas, so durchdringen, dass keine Seite der Unterscheidung zu kurz kommt. Selbstbewusstsein, Solidarität, Selbstverwirklichung, Authentizität – es ist das Arsenal der Tugenden, die mit Entfaltung des Subjekts aufkamen, jenen Markierungen einer Entwicklung, die weitergehen sollte, ohne an einem Gipfelpunkt in ihr Gegenteil umzuschlagen. Wann ist Selbstbestimmung solidarisch, wann verlässt sie den Grund der Solidarität? Es gibt ihn nicht als ansichtig zu machende substanzielle Größe. Er ist in den prozesshaften Handlungen jener verkörpert, die durch strenge Lernsprachspiele auf den Sprachgebrauch der Mehrheit als einer *Konfrontation mit dem schon Entschiedenem* eingeschworen wurden. Und Imagination, das, was von der Pragmatik der ineinander greifenden Mechanismen von Machtausübung und Reaktion, verstelltem Urteil als adaptiver Präferenz wegführt, ist mitnichten solidarisch und selbstverwirklichend, es ist die Hingabe an etwas, das anders ist und andere Reaktionsformen fordert – der stumpfe¹⁶ Kriterienkatalog der Richtung Hegel, Marx, Weber, Lukács hilft hier nicht. Das *grammatische Subjekt* ist der Polarität von Autonomie und Heteronomie nicht enthoben, da sein dominantes Ausdrucksmittel, die Sprache, von einer Autonomie durchdrungen ist, die mit ihrer Arbitrarität, die mit Saussure gerade nicht Willkür bedeutet, sondern Zuordnungskontingenz, verbunden ist. Grammatik ist die Sichtweise, die die Frage nach der Sprache hinter dem Sprechen negativ beantwortet; die Autonomie der Grammatik ist dem Sprechen, der aktuellen Performanz, verpflichtet. Diese wird wiederum von Regeln gehalten, die nicht mehr als Ausdruck von Substanzkategorien gelten. Grammatik als Verallgemeinerung eines früheren *logischen* Prinzips zu sehen, geht noch in diese Richtung.¹⁷

Die neue, grammatische Verpflichtung besteht nicht zuletzt darin, Übersicht zu schaffen. Grammatik als Funktion einer Subjektivität, die ihr Ende überlebt hat,¹⁸ fordert bestimmte Fähigkeiten, um sich zu diesem Rest einer verlorengegangenen Kategorie zu verhalten: Subjektivität kommt hier, wie Grammatik, als

16 Ebd., S. 392.

17 Vgl. Marie McGinn, Wittgenstein on colour: from logic to grammar, in: Annalisa Coliva, Eva Picardi (Hgg.), Wittgenstein Today, Padova 2004, S. 101-119; Newton Garver, Philosophy as Grammar, in: Hans Sluga, David G. Stern (Hgg.), The Cambridge Companion to Wittgenstein, Cambridge 1996, S. 139-170.

18 Vgl. Reto Luzius Fetz, Roland Hagenbüchle, Peter Schulz (Hgg.), Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität, Band 1, Berlin/New York 1998 (Vorwort der Herausgeber).

Form in den Blick, an der Ordnung zu schaffen ist. Sie ist noch da, aber die Zeitläufte haben sie scheinbar überholt. Sich zu etwas zu verhalten, das halb verloren ist, dessen unhinterfragte Blütezeit vorbei ist, bedarf der interpretativen Behutsamkeit. Ebenso wenig wie der Tod der Autorstimme im Subjekt selbstverständlich erscheinen kann, der sich an Selbstbeschreibungen, Fiktionsbrüche, Folgen romantischer Ironie delegiert haben mag und so im fiktionalen Text gegenwärtig ist, ist das Leben des Subjekts in moderner Zeit ein *selbstverständlich* grammatisches. Das alte Verständnis von Subjektivität wirkt weiter, auch der Wechsel von der Substanz- zur Modalstelle sieht nicht gänzlich von ihm ab. Die grammatische Lösung des Problems der Subjektivität als Frage nach Instanzen, die die *Identifizierung* von Subjektivität ermöglichen,¹⁹ verschiebt das Problem zudem in den Diskurs von Macht und Anerkennung. Grammatik als Größe, der es an Übersicht fehlt, lässt, wie Subjektivität, nach Methoden fragen, diese Übersicht als Eintritt in ein positives, gegebenes Feld der Anerkennung zu erreichen. Anerkennungs- und Übersichtsmoment fallen zusammen; im übersichtlich bereiteten Feld kann Anerkennung wirksam werden, kann Sprachgebrauch sich als unbestreitbare Konfiguration konventionaler Gebrauchsbedeutungen zeigen.²⁰ Die „Willkür“ auf der signifizierenden Seite des Bedeutungsgeschehens ist im Zaum gehalten in der übersichtlichen Anordnung, als deren Teilaspekt der eigene Gebrauch der Zeichen in Kontexten verstanden werden kann, die durch früheren und gegenwärtigen Gebrauch bestimmt werden. Die Willkürlichkeit der Regeln der Grammatik, von der in PU 497 die Rede ist, ist so handhabbar gemacht, der Sprachzweck erläutert sie:

„Man kann die Regeln der Grammatik ‚willkürlich‘ nennen, wenn damit gesagt sein soll, der Zweck der Grammatik sei nur der der Sprache. Wenn einer sagt ‚Hätte unsere Sprache nicht diese Grammatik, so könnte sie diese Tatsachen nicht ausdrücken‘ – so frage man sich, was hier das ‚*könnte*‘ bedeutet.“²¹

Die „Willkürlichkeit“ der Regeln der Grammatik besagt, dass sie keine vorhersehbare Beziehung zu Entstehungsprozessen sprachlicher Bedeutung haben. Die Oberflächengrammatik ist ein Ordnungssystem, das bestehende Aktivitäten des Sprachkörpers reguliert (keine Entität als *substantia*, sondern Überlagerungen

19 Vgl. Christoph Hubig, Identifizierte Subjektivität. Über die Rolle der Sprache für die Genese des Selbstbewußtseins, in: Hograebe (Hg.), Subjektivität, a. a. O., S. 73-85, S. 73.

20 Rainer Enskat, Personale Identifikation. Wie man mit Wittgenstein an einer Metaphysik der Subjektivität arbeiten kann, in: Hograebe (Hg.), Subjektivität, a. a. O., S. 167-204.

21 Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, a. a. O., PU 497, S. 432.

prozesshafter Gebrauchsweisen). Diese Regulierungsarbeit der Oberflächengrammatik findet aber gleichsam statt, ohne in die veränderbaren Handlungsanteile, die Sprache konstituieren, einzugreifen; ihr Ziel ist die Korrektheit der Anwendung, nicht deren Erweiterung. Erst das Eingreifen der Tiefengrammatik stellt eine direkte Beziehung mit den Gebrauchsweisen der Sprache her, sofern sie veränderbar sind. Nun hat auch die Funktion der Oberflächengrammatik mit dem Gebrauch von Wörtern in der Sprache zu tun. Aber es ist ein Gebrauch, der behandelt wird, als habe er einen bestimmten Reichtum nicht: den von Auslegung und Deutung, der Reichweite von Wortfeldern, der Kapazität, längerfristig operierende Semantiken zu bilden usw. Was heißt der provozierende Satz: „... wenn damit gesagt sein soll, der *Zweck* der Grammatik sei nur der der Sprache“? Wie ist das einschränkende „nur“ zu verstehen, wo es doch, mit einem Substantiv im schönsten Glanz der *substantia*, ums Ganze geht, um „die Sprache“? Das einschränkende „nur“ bezieht sich auf eine bestimmte Vorstellung von „der Sprache“: Die Regeln der Oberflächengrammatik greifen gleichsam nicht in das *Leben* der Sprache ein, in die Operationen, die in und mit der Sprache getätigt werden; die Oberflächengrammatik ist pragmatisch genügsam. Oberflächengrammatisch betrachtet reicht die Erfüllung des Standards der Korrektheit. Es geht nicht um Veränderung. Ihre Wirkungsweise ist funktional begrenzt wie die Lernsprachspiele, in denen sie vermittelt wird (vgl. PU 496: „Grammatik sagt nicht, wie die Sprache gebaut sein muß, um ihren Zweck zu erfüllen, um so und so auf Menschen zu wirken. Sie beschreibt nur, aber erklärt in keiner Weise, den Gebrauch der Zeichen.“²²). Das Einwirken auf die Menschen geschieht bereits in Übereinstimmung mit ihren Funktionen, wobei sich ein Schließungseffekt ergibt: Kein Raum einer imaginativen Entgrenzung oder Überschreitung öffnet sich, keine Exploration von Regeländerungen, die eine Forderung wären, findet statt. Grammatik in ihrer Oberflächenform ist eine bewahrende. Sie erzielt absehbare, stuserhaltende, legitimierende Wirkungen, generiert keine Änderungen, die sich *allein aus ihrer Anwendung* ergäben. Der nur beschreibende Gebrauch der Zeichen ist der, in dem

22 Ebd., PU 496. Der Abschnitt hat eine doppelte Bewandnis: Er lässt sich zum einen mit Blick auf die Oberflächengrammatik lesen, als Beleg für deren legitimierenden, Veränderungen nicht beabsichtigenden Charakter, zum anderen mit Blick auf die Tiefengrammatik in Analogie zu PU 109 – der beschreibende Charakter der Philosophie wie der Grammatik wäre dann eine grundsätzliche Feststellung. Das Wort „erklärt“ in PU 496 bezieht sich dann, wie das Wort „Erklärung“ in PU 109, auf Erklärungen der *Naturwissenschaft* – hier klingt auch die Einteilung des Dilthey’schen Ordnungssatzes nach, Erklären gehöre für uns zu den Naturwissenschaften, Verstehen zu den Geisteswissenschaften.

Funktionen nicht angetastet werden. Um Erweiterungen zu vollziehen, muss der weite Hof der Gebrauchsweisen sprachlicher Äußerungen in den Blick genommen werden; der Rekurs auf die Tiefengrammatik tut genau das. Was heißt hier aber „Tiefe“?²³ Wie ist das grammatische Subjekt an die Auslotung dieser Tiefe gebunden? Tiefe ist keine räumlich zu verortende Größe, in die man wie in ein Erdreich immer weiter nach unten vordringt. „Tief“ ist hier ein Gegenbegriff zu „oberflächlich“, der eigentlich „Weite“ bedeutet. Tiefe im Sinne eines weiteren Umfangs als die Verfasstheit der Oberflächengrammatik; wie auch der Vorstellung des Subjekts nicht mehr dadurch entsprochen werden kann, besonders tief zu schürfen. Sie, die Tiefengrammatik, hat nur insofern eine Beziehung zum Verborgenen, als die gegebenen Handlungsanteile von Äußerungen, die im tiefengrammatischen Blick wichtig werden, nicht immer ohne Weiteres zu sehen sind.²⁴ Die Oberfläche der Oberflächengrammatik ist eine Ebene des Denkens, auf der nicht

23 Vgl. hierzu Hans Julius Schneider, Wittgenstein und die Grammatik, in: Hans Julius Schneider, Matthias Kroß (Hgg.), *Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein*, Berlin 1999, S. 11-29. Der Autor verteidigt die Wichtigkeit der Schulgrammatik (S. 20) und wendet sich von einer Tiefengrammatik als Sammlung „tieferliegender Regeln“ (S. 14) ab. Die Trennung von Oberfläche und Tiefe, die in metaphysikfernen Zeiten Widerspruch hervorruft, wenn nicht provoziert, wird im Lichte grammatischer Subjektivität anders verstanden, so dass ein Angriffspunkt entfällt: Schulgrammatik ist nicht gering zu achten, aber in ihrer direkten Einflussnahme auf die Entstehungsweise sprachlicher Bedeutung reduziert. Ihr Fundament bedarf der Erweiterung, des pragmatischen Ins-Werk-Setzens durch Sprachbenutzer, die über ihre konfrontativ erlernten basalen sprachlichen Fähigkeiten hinaus in weitere Zusammenhänge eingebunden sind, die in Hinsicht auf Bedeutungsentstehung wichtig sind. Die „Tiefe“ ist eben eine Weite, ein weiter Zusammenhang, in dem tiefengrammatische Sprachverwendungsregeln ihre schulgrammatische Seite nicht deshalb überbieten, weil diese zu kritisieren sei, sondern weil sie von vornherein funktional anders bestimmt waren.

24 Hierin liegt eine Differenz zu Goethes Satz, man suche nur nichts hinter den Phänomenen, sie selbst seien die Lehre (Goethe, *Maximen und Reflexionen* 488), auf den sich Wittgenstein in Abschnitt 889 der *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie* bezieht. Die Phänomene, die mit der Anwendung der Oberflächengrammatik getroffen werden, sind gleichsam nur eine funktional begrenzte Lehre, nicht die Wahrheit, nach der man nicht weiter suchen solle. Die Tiefengrammatik ruft Handlungsanteile auf und verweist auf Verflechtungen von Sprache und Handlung, die der Oberflächengrammatik entgehen – die Tiefengrammatik enthält gleichsam die „Lehre“, die bei Goethe in den Phänomenen enthalten ist.

gedeutet, sondern bestehenden Regeln genau entsprochen wird. Funktionen werden gesichert. Die Tiefe der Tiefengrammatik ist dagegen potenziell funktionserweiternd; ein weiter Bereich wird vermessen, verwandt der Definition des Symbols als „Umfangsbestimmung“ bei Aby Warburg,²⁵ der in diesem Sinne als modern gelten kann: Die Gegebenheit des Objekts ist wichtiger als die Vorstellung von diesem Objekt selbst. Die Rolle der Grammatik kommt in den Blick als spezifisch moderne Beschreibungsform der Konstitution von Subjekten, die zwischen Höhe und Tiefe situiert sind, aus dieser Situierung aber keine Verkörperlichungen mehr ableiten können.²⁶ Es geht nicht um den Platz eines einzelnen Ich in einer Welt, das „seine Welt“ (TLP 5.63) ist.²⁷ Merkmale einer grammatischen Orientierung des Subjektivitätsbegriffs sind, wie etwa die Suche nach der *übersichtlichen Darstellung*, dadurch gekennzeichnet, *mehreren* Sprachbenutzern als Ordnungsmuster dienen zu können. Wie ist diese Herrschaft der Mehrheit (Majoritätsargument) zu verstehen, die „Grammatik“ in einer Weise begreift, die das Subjekt zwischen *Rehabilitierung des Humanum*²⁸ und Subjekttdod anders aufzufassen bestrebt ist – wie es eine Lage gebietet, in der die angesprochene Mehrzahl Anerkennung nicht willentlich gibt, sondern Anerkennung nur geben kann, weil sie an Strukturen partizipiert, die die Individuen, aus denen die Mehrheit sich zusammensetzt,

-
- 25 Vgl. Aby Warburg, Symbolismus aufgefaßt als primäre Umfangsbestimmung, in: Frauke Berndt, Heinz J. Drügg (Hgg.), *Symbol. Grundlagentexte aus Ästhetik, Poetik und Kulturwissenschaft*, Frankfurt am Main 2009, S. 75-91.
- 26 Vgl. Klaus Puhl, *Subjekt und Körper. Untersuchungen zur Subjektkritik bei Wittgenstein und zur Theorie der Subjektivität*, Paderborn 1999, S. 88 ff. Puhl bezieht sich auf Arbeiten, die im Hinblick auf die Kategorie der *Grammatischen Subjektivität* interessant sind – Voraussetzungen des grammatischen Solipsismus, eines ernstzunehmenden Solipsismus, sind bei Bell: dieser dürfe „keine empirisch falschen Aussagen behaupten oder implizieren“, „dass sie (eine solipsistische Theorie, S.M.) mit allen normalen Verhaltensformen in Einklang gebracht werden kann“, dass der Solipsismus „in sich widerspruchsfrei“ sei (vgl. Wilhelm Vossenkuhl, *Von Wittgenstein lernen*, Berlin 1992, darin: David Bell, *Solipsismus, Subjektivität und öffentliche Welt*, S. 29-52). Vgl. auch: David Bell, *Solipsism and Subjectivity*, in: *European Journal of Philosophy* (1996), S. 155-174.
- 27 Vgl. hierzu, im Kontext der Diskussion zwischen Susan Stebbing und Richard Braithwaite: Joachim Schulte, „Ich bin meine Welt“, in: Ulrich Arnsward, Anja Weiberg (Hgg.), *Der Denker als Seiltänzer. Ludwig Wittgenstein über Religion, Mystik und Ethik*, Düsseldorf 2001, S. 193-212.
- 28 Ralf Konersmann, *Spiegel und Bild. Zur Metaphorik neuzeitlicher Subjektivität*, Würzburg 1988, S. 9.

durch eben diese Anerkennung konstituiert haben. Individuen können Anerkennung geben, weil sie in einem grammatischen Rahmen (der auf Wortverwendungen im weiten Sinne aufbaut) Anerkennung bekommen. Die Frage nach Autonomie und heteronomer Prägung des Subjekts, das eine Sprache spricht, ist dann mehr als die Verknüpfung heterogener Bestandteile zu einem Ganzen, ist nicht nur harmonisierender Einheitsgenerator, sondern bezieht sich grundsätzlich auf die Schaffung eines Raumes, in dem die Mittel, Anerkennung ausdrücken zu können, erst bereitgestellt werden. Grammatik als Tiefengrammatik ist, wie oben gesagt, mit einer normativen Komponente behaftet, die diese Grammatik, die so viel über den tatsächlichen Sprachgebrauch mit seinen Fallen weiß, als *Vorbild* taugen lässt. Wittgenstein beschreibt dies auf der Ebene von Sätzen, die als Äußerungen gelten: „Elliptisch‘ ist der Satz nicht, weil er etwas ausläßt, was wir meinen, wenn wir ihn aussprechen, sondern weil er gekürzt ist – im Vergleich mit einem bestimmten Vorbild unserer Grammatik.“²⁹ Der Ruf „Platte“ statt „Bring mir eine Platte!“ in PU 20 partizipiert an den bedeutungstragenden Voraussetzungen, die elliptische Sätze verstehbar machen. Der elliptische Satz ist, wie Wittgenstein in diesem Abschnitt betont, nicht einer der etwas „ausläßt“. Er ist „gekürzt“. Dass er aber abkürzbar ist, verdankt sich der kontextualen Rahmung, die konventionale Gebrauchsbedeutungen erkennen lässt – mit der Verwendung der gekürzten Version eines längeren Satzes verlässt man sich auf dessen Gebrauchsbedingungen.

Grammatik ist indes Vorbild nicht als Idol, sondern Vorbild als Vorbild-in-Funktion. Man wendet dieses in bestimmter Weise an, weil die Mehrzahl es versteht; der Bereich, den die Sprachbenutzer teilen, ist der, *in dem ihnen Grammatik anstrengungslos zum Vorbild werden kann*.

Wie verhielten sich die Beziehungen zwischen Vorbild und an diesem orientierten Sprachgebrauch in Zeiten, als nicht Grammatik, sondern das *Wesen* einer Sache oder eines Vorgangs unsere Vorstellung von Sache und Vorgang bestimmte? Ein zentraler Satz für die Konturierung des grammatischen Subjekts findet sich in PU 371: „Das *Wesen* ist in der Grammatik ausgesprochen.“³⁰ Hier fand, geistesgeschichtlich, eine Verwandlung antik-scholastischer in moderne Kategorien statt. Lies: Was früher in Form des Wesens gesehen wurde, erhält nun das Ansehen der Grammatik. Ein „nun“ ist mitgedacht, eine zeitliche Einordnung. Die Langform des Satzes „Das *Wesen* ist in der Grammatik ausgesprochen“ geht so: „Was sich früher in Wesensform aussprach, ist nun in der Form der Grammatik ausgesprochen.“ Wir sind heute, recht verstanden, *wesensblind*, *sofern wir bean-*

29 Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, a. a. O., PU 20, S. 247.

30 Ebd., PU 371, S. 398.

sprochen, mit unseren theoretischen Überlegungen auf der Höhe unserer tatsächlichen Sprachverwendung zu sein. Das Wesen ist ein veralteter Modus der Darstellung³¹ (eine veraltete Art, in der uns philosophische Probleme entgegentraten). Die *Grammatische Subjektivität* kennt nicht mehr den Essenzialismus, nicht die Metaphysik. Das alte Wesensmodell dauert nicht in anderer Form fort, dies ließe Wittgensteins Innovation einer vordergründigen Bewahrungsfreude anheimfallen, es ist aber eine starke Erinnerung. Den Überlegungen, die sich mit dem grammatischen Subjekt befassen, bedeutet der Satz in PU 371 vielmehr die Thematisierung eines Fundierungsverhältnisses: Wesen und Grammatik scheinen sich wie einander entgegengesetzte Entitäten zu konfrontieren, Marken, mit denen man etwas tun kann. (Man könnte den Essenzialismus wählen.) Aber so scheint es nur. Man hüte sich vor reifizierenden Substantiven und den Vereinfachungen, die sie versprechen. De facto ist die Frage nach Fundierungsverhältnissen deutlich beantwortet, schaut man genau auf den Wortlaut des Abschnitts: Was sich aussprechen lässt, das gibt es nicht mehr, es ist nicht mehr in der Weise gegeben, wie wir es kannten, es hat seine Erscheinungsform geändert: sie ist nicht mehr die des Wesens. „Erscheinung“ ist dabei keine dunkle Vokabel erkenntnistheoretischer Tradition, wie Austin sie in *Sense and Sensibilia* so trefflich attackierte, sondern bezeichnet die Art und Weise, wie wir etwas wahrnehmen – darüber so sprechend, dass andere uns verstehen. Unsere Sprachhandlungen sind nun von anderen Grenzen bestimmt, nicht die Vorstellung eines angebbaren Wesens wirkt grenzsetzend, sondern Sprachverwendungsweisen im starken Sinne. Stärke, das ist in diesem Zusammenhang die Orientierung an der Tiefengrammatik. Wird das Subjekt hier vergessen? Wird „anhand der anonymen Zirkulation von Sprachspielen oder Systemen“³² vergessen, dass es „auch als ein Jemand fungiert“³³? Der Status des Subjekts zwischen, überspitzt gesagt, anonymer Funktionsstelle und pathetischem Selbstvergewisserungselement ist ein zu verhandelnder. Das Subjekt ist, in der

31 Gegen die Annahme, Wittgenstein behalte mit PU 371 einen essenzialistischen Blick auf die Sprache bei, spricht deutlich der Satz aus dem Nachlass: „Man kann nicht in der Sprache das Wesen der Sprache beschreiben.“ (Vgl. Nedo (Hg.), Ludwig Wittgenstein, Wiener Ausgabe, Band 3, S. 30, Wien/New York 1995.) Wir können eben die Sprache nicht „von außen betrachten“ (a. a. O.).

32 Vgl. Käte Meyer-Drawe, *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich*, München 1990, S. 36.

33 Ebd., S. 37.

Zeit der Moderne, die sich in ihren Grundzügen seit der Zeit „um 1800“³⁴ datieren lässt, auf dem Weg einer Entwicklung, die durch Schweigen und Diskontinuitäts-erfahrung ebenso geprägt ist, wie durch die Erfahrung, angesichts der sich beschleunigenden Zeit in den modernen Metropolen keine festen Grenzen mehr zu besitzen – die Auflösungen alter Gewissheiten in modernen Lebenswelten wirken auf die *illusio* des stabilen Selbstverhältnisses ein. Aber es passiert noch mehr: Fragt man, wie hier, nach der sprachlichen Realisierung von Subjektivität ist es aufschlussreich, von einem Prozess der *subjectivisation* (subjectification) auszugehen; ein Prozess, der nicht zufällig in der Grammatikalisierung des Subjekts ansichtig wird:

„Regarding subjectification as a pragmatic-semantic process whereby meanings become increasingly based in speaker’s beliefs about, or attitudes towards, what they are discussing, she (Elizabeth Closs Traugott, S.M.) illustrates how certain expressions that initially articulate concrete, lexical and objective meanings have come – through repeated use in local syntactic contexts – to serve abstract, pragmatic, interpersonal, speaker-based functions. Grammaticalisation, by contrast, the process whereby lexical items or phrases come to be ‚reanalyzed as having syntactic or morphological functions‘. For example, the grammaticalization of *be going to* relies on pragmatic reanalysis that entails the experiencer of an abstract sense of motion being identified with the speaking subject, thus realigning and strengthening speaker perspective.“³⁵

Aus dem linguistischen Kontext lässt sich übersetzen: In Prozessen der Grammatikalisierung³⁶ wird pragmatisch reanalysiert, diese Prozesse betreffen das Subjekt. Grammatische Subjektivität finden wir nicht vor wie die früheren wesenhaften Entitäten aristotelischer Provenienz, sie werden aktiv hergestellt, bis die Identifizierung des Subjekts mit Rekurs auf grammatische Standards stattfinden kann. Die linguistische Referenz ist hilfreich, um aufzuzeigen, dass Grammatik ein *work in progress* ist, etwas, das sich durch analysierende und reanalysierende Schritte ausbildet, wobei die engeren Strukturzusammenhänge der linguistischen Analyse durch jene weiten tiefengrammatischen Zusammenhänge eingenommen

34 Zur euphemistischen Qualität dieser zeitlichen Markierung vgl. Georg Stanitzek, *Brutale Lektüre „um 1800“* (heute), in: Joseph Vogl, *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999, S. 249-265.

35 Subjectivity and subjectivisation. Linguistic perspectives, edited by Dieter Stein and Susan Wright, Cambridge 1995, S. 8.

36 Vgl. Elizabeth Closs Traugott, *Subjectification in Grammaticalisation*, in: Dieter Stein, Susan Wright (Hgg.), *Subjectivity and Subjectivisation*, a. a. O., S. 31-54.

werden, die sich mit Blick auf die Kontexte jener Verwendungen auf die Verwendungsweisen von Wörtern in der Sprache beziehen und die Sprecherperspektive stärken. Die gestärkte Sprecherperspektive ist die, in der das grammatische Subjekt sich zunehmend als selbstverständlich begreifen kann.

Dieses Begreifen schützt wieder die Mittellage, auf deren Sicherung Wittgensteins Überlegungen in den *Untersuchungen* auch abzielen; im Gegensatz zu Gedanken, die das Subjekt der Moderne mit Heidegger als Ort des *worldpicturing* verstehen und als solches perspektivieren.³⁷ Die aktive Rolle des Subjekts, die hier eine Modernität ausdrückt, ist bei Wittgenstein verbunden mit der Integration des aktiven Handlungsanteils in ein bestehendes Regelgefüge. Wer also mit seinen Handlungen Anspruch auf Erweiterungen des bestehenden Regelkanons macht, muss sich zunächst in diesen so integrieren, dass die Etymologie von „Subjektivität“ (Unter-werfung) wieder aktualisiert wird. Das moderne Subjekt wird so durch einen Begriff bezeichnet, der von diesem Subjekt wieder absieht; dies ist ein grundsätzliches Paradox und Paradoxien sind es, die die Entwicklung und Ausdifferenzierung von Subjektivität in der Moderne tragen. All die Erlebnisse von Bruch, Schock und Spaltung, die das Ich (hier synonym gebraucht mit „Subjekt“) als unrettbar ausweisen. Die Formel aus Ernst Machs *Die Analyse der Empfindungen*, die etwa Hermann Bahr weitertrug,³⁸ konstatiert einen Endpunkt, der zum Ausgangspunkt wurde: „Es (das Ich, S.M.) ist nur ein Name. Es ist nur eine Illusion. Es ist ein Behelf, den wir praktisch brauchen, um unsere Vorstellungen zu ordnen.“³⁹ Als Ordnungsbegriff wird das Ich (wie das Subjekt) getroffen von der paradoxalen Qualität seiner Darstellungsform, der Art, wie es gegeben wird. Die Ordnung, die der Begriff „Ich“ schaffen kann, ist immer nur eine vorläufige. Hochschätzung wie Kritik treffen das Subjekt nie ganz. Es ist eine Stelle in der Ordnung der Begriffe, die nie zur Zufriedenheit besetzt ist, es gibt stets etwas zu ändern, anzugleichen, vorzuenthalten, da der Zustand der Kategorien von Faktoren abhängt, die auf einer Ebene liegen, über die die Subjekte nicht verfügen können. Ihre Fähigkeit, auf die Begriffe einzuwirken, die von ihnen sprechen, ist

37 Anthony J. Cascardi, *The Subject of Modernity*, Cambridge 1992, Introduction, S. 1-15, S. 1.

38 Vgl. Hermann Bahr, *Das unrettbare Ich*, in: Gotthart Wunberg unter Mitarbeit von Johannes J. Brakenburg (Hgg.), *Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910*, Stuttgart 1984, S. 147-148; weiterhin: Allan Janik, Stephen Toulmin, *Wittgensteins Wien*, aus dem Amerikanischen von Reinhard Merkel, München 1989 (2. Auflage).

39 Hermann Bahr, *Das unrettbare Ich*, in: Wunberg et al. (Hgg.), *Die Wiener Moderne*, a. a. O., S. 147-148, S. 147.

durch Instanzen beschränkt, die Regelkompetenz erst einmal verbürgen. Diese Verbürgung stellt das basale Funktionieren sprachlicher Interaktionen sicher (mit weitem Hof zu denken: dann auch der nichtsprachlichen Elemente) und ist daher von großer Wichtigkeit. Das Subjekt greift sich selbst an, wenn seine Bestimmungen alle gemeinsam auf es angewendet werden; der Bruch, der das Subjekt zersplittern lässt, prägt seine moderne Begrifflichkeit jenseits absolutierender Träume. Die Tatsache, dass die Beschaffenheit des Subjekts paradox ist, kommt in der modernen Zeit zu Bewusstsein, die Zeit der Romantik setzte Anhaltspunkte, die bis ins 20. Jahrhundert reichten.⁴⁰ Wie verhält sich die grammatische Sicht auf das Subjekt mit dessen paradoxaler Konstitution (es soll Orientierung geben, ist „Ordnungsbegriff“ und zugleich unrettbar)? Paradoxierungen sind Produktivkräfte. Die Kraft, einen Bruch anzuzeigen, wiederholt sich im Subjekt. In diesem Sinne wird das Paradox als Katachrese⁴¹ deutlich. Katachrese, das ist der Bildbruch, die kühne oder gemischte Metapher, lat. *abusio*.⁴² Die grammatische Bestimmung des Subjekts widerruft in gewisser Weise seine paradoxierenden Elemente; die Einsetzbarkeit in Handlungszusammenhänge verlangt vom grammatischen Subjekt eine *aktive Deambiguierung*. So wächst das moderne Subjekt als grammatisches, positiv gesagt, über seine paradoxale Konstitutionsform⁴³ hinaus:

40 Vgl. nur Andrew Bowie, *Aesthetics and Subjectivity: From Kant to Nietzsche*, Manchester 2003 (second edition), Eldridge, *The Persistence of Romanticism* a. a. O.

41 Vgl. Dieter Mersch, *Das Paradox als Katachrese*, in: Ulrich Arnsward, Jens Kertscher, Matthias Kroß (Hgg.), *Wittgenstein und die Metapher*, Berlin 2004, S. 81-113.

42 Vgl. Gerald Posselt, *Katachrese. Rhetorik des Performativen*, München 2005, S. 17.

43 David Carr bezieht sich, um dieses Paradox anzuzeigen, noch auf den *Tractatus*, dessen Rede über das Ich er in einer transzendentalen Tradition verortet, später im innerwerklichen Zusammenhang geht es um die paradoxe Qualität des Subjekts, das grammatisch bestimmt wird, vgl. David Carr, *The Paradox of Subjectivity. The Self in the transcendental tradition*, Oxford 1999, hier S. 131: „The real point is that the transcendental subject is not any kind of thing – it is more like an ‚absence‘ or ‚exemption‘, as I have called it. But in its paradoxical role as inescapable condition of the possibility of experience, it cannot be denied [...]. Paradoxical forms of expression may be unavoidable when trying to articulate philosophically this difficult notion. The existentialists, with their love of paradox, were not the only ones to see this. It is well known that Ludwig Wittgenstein, in his *Tractatus*, sketched a notion of what he called the ‚philosophical self‘ (das philosophische Ich) (5.641) or the ‚metaphysical subject‘ (metaphysisches Subjekt) (5.633) that can be compared to the transcendental self of Kant or Husserl. ‚The philosophical self is not the human being, not the human body, with which philosophy deals‘, he writes (5.641). ‚The subject does not belong to the world: rather, it is a

es muss, als durch Bruch und Schock gekennzeichneter Ordnungsbegriff von einigen seiner prägenden Zuschreibungen absehen, um die ordnungssichernde Qualität des Begriffs zu bewahren. Das grammatische Subjekt tut etwas dafür, sich als bruchlos denken zu können, dieses Tun ist auch heuristisch, eine Anwendung sichernd, neue Sichtweisen hervorbringend. Aufschlussreich für die Annahme, das grammatische Subjekt stelle sich aktiv als bruchlos her, worauf letztlich auch die deambiguierenden Prozesse zielen, in deren Durchführung es verwickelt ist, ist ein Satz in PU 29. Grammatik, verstanden als Tiefengrammatik, ist, anders als das „Wesen“, nicht etwas, das wir vorzufinden scheinen, sondern an deren In-Geltung-Setzung wir mitarbeiten. Wittgenstein schreibt:

„Vielleicht sagt man: Die Zwei kann nur *so* hinweisend definiert werden: ‚Diese *Zahl* heißt ‚zwei‘‘. Denn das Wort ‚Zahl‘ zeigt hier an, an welchen *Platz* in der Sprache, der Grammatik, wir das Wort setzen. Das heißt aber, es muß das Wort ‚Zahl‘ erklärt sein, ehe jene hinweisende Definition verstanden werden kann. – Das Wort ‚Zahl‘ in der Definition zeigt allerdings diesen Platz an; den Posten, an den wir das Wort stellen.“⁴⁴

Das „wir setzen“ zeigt die Offenheit der Bedeutungskonstitution der modernen Zeit; das grundsätzliche Paradox der Subjektconstitution besteht dann wieder darin, dass unsere Kompetenz, Wörter auf einen bestimmten „Posten“ zu setzen, weniger Freiheitsmoment ist, als in den Diensten der Bedeutungskonstitution das Zurücktreten des Subjekts bedeutet. Gleichwohl wird Bedeutung nicht mehr offensichtlich verordnet, wie zu Zeiten scholastischer Dringlichkeiten, die mit Blick auf Autoritäten vorgaben, was zu glauben und zu denken war. *Wir* setzen das Wort an einen Platz der Sprache, der Grammatik (Wittgenstein nimmt hier en passant eine Identifizierung vor: Sprache ist gleichbedeutend mit Grammatik). Grammatik ist nicht selbstgenügsam; der Satz aus PU 29 gibt einen starken Hinweis auf die pragmatische Bewandnis der Grammatik, die unsere Sprache ist: Um unsere „Erklärungen“ (hier nicht als „Erklärungen der Naturwissenschaft“ verwendet) einsetzen, an einen Posten stellen zu können, bedarf es der Erklärungen, die bereits an ihre Posten gestellt sind (nicht von uns). Wieder zeigt sich Sprachgeschehen als Konfrontationsgeschehen; wir können an der Geltung der Sprache,

limit of the world‘ (5.632). ‚Where *in* the world is a metaphysical subject to be found?‘ (5.633). ‚Thus, there really is a sense in which philosophy can talk about the self in a non-psychological way‘ (5.641). But while we may talk about it, we must also say of this subject, according to Wittgenstein, that ‚there is no such thing‘ (Das denkende, vorstellende Subjekt *gibt es nicht*) (5.631, my emphasis).“

44 Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, a. a. O., PU 29, S. 253.

ihrer zeitlich begrenzten und kontingenten Verfestigung, mitarbeiten, weil die ebenso kontingent verfestigten Haltestrukturen gelten, in denen die Kombinations- und Einsetzarbeit möglich ist. Im Lichte des bisher Gesagten: Die Vorgänge, die der Deambiguierung des paradoxal verfassten Subjektbegriffs gelten, sind von dem Paradox begleitet, die deambiguierenden Schritte nur tun zu können, wo bereits Fakten geschaffen wurden, mit denen das Subjekt, im strikten Sinne von PU 5, konfrontiert wird. Das lässt erneut die Frage der heteronomen Verankerung autonomer Bewegungen des Subjekts unter grammatischen Vorzeichen stellen: Die Autonomie, die unter diesen Vorzeichen denkbar ist, ist eine entzauberte. Autonomie, von der, mit Max Weber, im Entzauberungszusammenhang gesprochen wird, folgt der Semantik des entzauberten Subjekts in der entzauberten Welt, deren Schlüsselwort die *Rationalisierung* ist.⁴⁵ Katachrestisch verfasst sich das moderne Subjekt angesichts des Bildbruchs, der sich auf die Vorstellungen dieses Subjekts von sich selbst bezieht; seine fortgesetzte Kontextualisierungskompetenz (die einen Begriff an einen Posten zu stellen vermag), ist in früheren Kontexten begründet, die ein schwaches Verständnis von „begründen“ implizieren, das aber stark genug ist, um Bedeutung verlässlich herzustellen und abzuändern. Der Widerspruch zwischen autonomer Macht des Subjekts als *Imago*, an die man zu glauben gelernt hat und der Heteronomie der vorbereiteten Mitsprachemöglichkeiten in der Sprache, der *relativen Einsetzungskompetenz* (Vgl. PU 29) lässt sich auflösen in die Möglichkeit, die paradoxe Konstitution eines Gegenstandsbereichs gerade als prägend aufzufassen: „Zur Reflexion gehört der Widerspruch; wo dieser fehlt, wird jene beschnitten, nichts anderes demonstriert die

45 Vgl. Cascardi, *The Subject of Modernity*, a. a. O., S. 17: „The list of phenomena that Weber subsumes under the heading of ‚rationalization‘ is remarkably diverse. It only begins with the presupposition that theoretical knowledge can be expressed in mathematical form and tested empirically in controlled experiments. [...] we can see that for Weber Western rationalism extends to encompass everything from the development of a fixed perspective in painting and architecture, to the institutionalization of art in theatres and museums and the development of keyboard instruments. Weber further sees Occidental rationalism as marked by the emergence of the modern State and as bound to the standards of scientific jurisprudence, administered by professionally trained jurists according to the principle of rational natural law.“ Die Trennung des Rechts in Sphären gehöre zu diesen Besonderheiten des Westens. Segregationen dienen der weiteren Ausdifferenzierung des Subjektbegriffs, die Eingriffsmöglichkeiten des Individuums sind unter Säkularisierungseinfluss scheinbar gewachsen, aber unter Entzauberungsbedingungen mit Grenzen konfrontiert: Autonomie stößt an die Grenze, als die Entzauberung aufzufassen ist.

Russell'sche Lösung der Antinomie, ihre Auflösung in eine Stufenhierarchie von Objekt- und Metasprache bei Verbot ihrer ‚Sprachstufenmischung‘.⁴⁶ Das grammatische Subjekt hat die Verbote inhäriert, um sie zu umgehen. Es ist gemischt im Blick auf eine Unterscheidung von Kompetenz- und Performanzanlage: Worin das grammatische Ich normierend eingreifen kann, ist begrenzt dadurch, dass es etwas zu sagen imstande ist. Performanz begrenzt Kompetenz. Nur deshalb kann es Bedeutungen tragen und durch diese getragen werden, also die Verwendungsweisen von Wörtern in der Sprache als bezeichnende Konstituenten besitzen, weil es anderes hinnehmen muss. Die heteronome Verfasstheit der sprachlichen Struktur lässt sich nicht abschütteln; Grammatik als Tiefengrammatik beruhigt über die übertriebene Autorität der früheren Wesensvorstellungen, aber sie tut es, indem sie das grammatische Subjekt von einer möglichen eigenen Autorität als Autonomie trennt. *Die Autorität des grammatischen Subjekts ist fundiert in seiner paradoxalen Bestimmung*; das moderne Subjekt ist nicht, was es behauptet, wenn es Autonomie behauptet, und es ist vice versa nicht, was es sein würde, wenn es sich als abhängig von Wesensvorstellungen begriffe.

Das Subjekt, als Ordnungsbegriff vorgestellt, ist in der modernen Zeit mit dem Startpunkt neuzeitlicher Fokussierung des Ich in cartesischer Tradition in der Krise. Diese Krise ist etwas anderes als ein Krisenbewusstsein, das plötzlich aufbricht und eine geistige Landschaft unvorbereitet trifft. Es ist vielmehr eine Krise, die, mit der Marke 1800, im Laufe des 20. Jahrhunderts zur Gewohnheit wird. Koselleck betont, das Jahrhundert der Kritik habe „die ‚Krise‘ als zentralen Begriff nicht gekannt.“⁴⁷ Fortschritt und Aufklärung waren eingebettet in einen Zustand, dessen grundsätzliches Gleichgewicht, zumindest in der Oberflächenwahrnehmung, nicht erschüttert werden konnte. Das Subjekt dagegen war *von vornherein als krisisch angelegt*. Seine Macht als Ordnungsbegriff war von vornherein bedroht. Im 20. Jahrhundert erscheint mit dem *linguistic turn* diese krisische Disposition des Subjekts als Krisis einer Form der Rede: Sprechen wie in Zeiten der Autorität des göttlichen Wortes ist gefährdet und später auch die scheinbar säkulare, gleichsam pagane Vorstellung der Isomorphien. Sprache, nicht ein isoliert gedachtes Subjekt, macht einen Bruch ansichtig, da deutlich wird: Sie ist nur noch Bühne⁴⁸ für die Handlungen des Subjekts, Bühne und Medium zugleich,

46 Vgl. Dieter Mersch, *Das Paradox als Katachrese*, a. a. O., S. 104.

47 Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt am Main 1973, S. 132.

48 Vgl. zur Verortung Wittgensteins im Kontext von Bühne, Probe und Aufführung: Sandra Markewitz, *Spiele des Wissens. Ethik und Ästhetik als Pole von Wissenszu-schreibung im Werk Ludwig Wittgensteins*, in: Regine Strätling (Hg.), *Spielformen des*

wenn dieses als grammatisch aufgefasst wird. Die Wortverwendungsweisen gewinnen, da sie nun als mit Lebens- als Handlungsformen verschwistert aufgefasst werden, in Fragen der Bedeutungsentstehung an Gewicht. Ein Muster ist zu erkennen, das in einer Übereinstimmung von Regel und Handlung besteht, an der der Einzelne teilhat. Muster, die zu erkennen sind, bestehen nun nicht mehr in der adaequatio-Kombination von Wort und Sache, sondern begreifen Sache wie Wort als angewiesen auf den pragmatisierenden Schritt des Individuums: Es handelt regelkonform und vervollständigt so ein Muster, das auf eine bestimmte Umgebung angewiesen ist. Die Umgebung, etwa der Äußerung „Ja, ich will“, ist eine, die das Muster vervollständigt, es gibt die kleine Kirche, einen Pfarrer, Gäste und den blauen Sommerhimmel. Nicht nur Performativa brauchen das Muster, Äußerungen, mit denen wir zugleich etwas tun, sondern die Umgebung selbst kann nur Umgebungsqualität – eine bestimmte Rolle im größeren Muster – haben, weil von der Vorstellung des autonomen Status des Ich Abschied genommen wurde. Auch das Ideal der Selbsterhaltung des Individuums ist betroffen – es erscheint, gerade „in der polemischen Komponente des Begriffs der *conservatio sui*“⁴⁹ von dem Ideal der Selbstbehauptung als Pathosformel. Selbstbehauptung als Selbsterhaltung betrachtet den Faktor Subjektivität unter ganz bestimmten Vorzeichen; Vorzeichen, die von göttlicher Teleologie absehen lassen (der Gegründetheit dessen, was auf der Erde vorgeht in einer Gottesvorstellung) sind vor allem solche, die Selbstbehauptung als Einwilligung in spezifisch moderne Markt- und Ökonomie-zusammenhänge denken lassen:

„Im Begriff der Selbstbehauptung ist die polemische Note nicht zu übersehen, er opponiert der teleologischen Deutung der menschlichen Natur in einem Universum, das als Zwecksystem aufgefasst ist. Die Kriterien für die Richtigkeit seines Handelns kann der Mensch nur in sich selbst finden: – er selbst, das ist die Struktur einer Aktivität, nicht ein erstes Ziel alles seines Strebens, das er seinem Tun vorgeordnet findet und in Beziehung auf das seine von Ruhe unterscheidbare Aktivität allein verständlich ist, – als eine Bedingung nämlich, unter der Ziele verwirklicht werden können.“⁵⁰

Selbst. Das Spiel zwischen Subjektivität, Kunst und Alltagspraxis, Bielefeld 2012, S. 77-102.

49 Dieter Henrich, Die Grundstruktur der modernen Philosophie, in: Hans Ebeling (Hg.), Subjektivität und Selbsterhaltung. Beiträge zur Diagnose der Moderne, Frankfurt am Main 1976, S. 97-121, S. 99; vgl. auch Dieter Henrich, Denken und Selbstsein. Vorlesungen über Subjektivität, Berlin 2007 (2016).

50 Ebd.

Das zweckrationale Bündnis von Subjekt und Absicht ist in der Moderne nicht ohne Einschränkungen zu haben, Einschränkungen, die nicht zuletzt das Subjekt selbst treffen. Als Subjekt, das an der gemeinsamen Orientierung an Mustern teilhat, dem also eine intersubjektiv nachvollziehbare Vollständigkeit akzeptiertes Kriterium ist (das es nicht in jedem Einzelfall explizit billigen muss), ist das Subjekt der Moderne als *grammatisches* auf Kriterien angewiesen, die nicht aus ihm selbst kommen. Der individuell verfolgte Zweck gebiert nicht sein Kriterium, sondern beruht auf einer Disposition mitzutun, die durch ein frühes Konfrontationsgeschehen stabilisiert wurde. Wer an Mustern so mitwirkt, dass andere sie erkennen und adäquat reagieren können, ist nicht nur für den Musterteil verantwortlich, dessen Fehlen er wahrnehmen kann, sondern dafür, dass er zu den Musterteilen, die andere in sprachlichen Interaktionen mitzuteilen bereit sind, passt. Das „Musterrezept“⁵¹ fordert, von der Annahme der Überlegenheit individueller Selbsterhaltung im Bedeutungsspiel abzusehen. Das Subjekt mag Zwecke verfolgen; in einer grammatisch bestimmten Umgebung kann es dies aufgrund seiner Teilhabe an den Kompetenzen, die seine Mitspieler in der Sprache auch haben (womit noch etwas anderes gemeint ist als Intersubjektivität – die idealische Komponente dieses Konzepts, die die Menschennatur bei allen Einschränkungen sehr optimistisch einschätzt, fehlt beim grammatischen). Grammatik ist so auch verstehbar als die Einsicht, dass man mittun muss – und dass man nur mittun kann, wenn man sich an bestehende Sprachverwendungsweisen anschließt. Selbsterhaltung ist nun kein subjektiver Faktor mehr, sondern relativ zu erlernbaren Kompetenzen, eben der Sprache. So wird die Selbsterhaltung des grammatischen Subjekts in eine Teleologie zurückgeführt, die ein starkes pragmatisches Moment hat: Einem Zweck wird handelnd Genüge getan. Das Musterrezept ist nicht wählbar, sondern hat unsere Sehgewohnheiten (mit denen ein Tun verschwistert ist) geprägt – Vollstän-

51 Vgl. hierzu Eike von Savigny, Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“. Ein Kommentar für Leser, Band 1, Abschnitte 1-315, Frankfurt am Main 1988, S. 14-24, S. 15: „Wittgenstein macht sich vom Gebrauch aller Wörter für Seelisches ein Bild, das ich mangels eines besseren Wortes sein ‚Musterrezept‘ nenne; ‚Rezept‘, weil es weniger Ähnlichkeit mit einer Theorie hat als mit einem Vorschlag, wie man diese Wörter mit Gewinn anschauen sollte, ‚Muster‘ in Anleihe bei PU II i und PU II xi [...]. Das Musterrezept gilt wohl nicht nur für diese Wörter, und es könnte wahrscheinlich auch benutzt werden, wenn man das Bild von den Familienähnlichkeiten weiter konkretisieren möchte. Genausowenig, wie Wittgensteins grundlegende Vorstellungen sonst ist das Rezept irgendwo zusammenhängend vorgestellt (Beobachtungen, die es darauf abgesehen haben, finden sich gehäuft in PU 151-184 sowie in PU II xi, erste Hälfte)“.

digkeit wird als richtig empfunden, Vervollständigung gegebener Muster als korrektes Handeln. Das grammatische Subjekt weiß, dass Vollständigkeit kontingenzabhängig ist (die Vorstellung davon, was vollständig sei, immer auch anders sein könnte), ebenso wie die Muster, die ein Sprachbenutzer sehend und sprechend vervollständigt. Der Kontingenzaspekt ist hier, unter grammatischen Bestimmungen des Subjekts, mit dessen paradoxer, krisischer Anlage, die in der Moderne deutlich wird, verbunden: Es muss sich befestigen und die hergebrachte Krisis des Subjekts mit Orientierung an grammatischen Standards heilen. Hierin liegt auch eine Form der Philosophie als Therapie,⁵² sie sagt, lass' die Kugel fallen,⁵³ die die philosophischen Probleme versinnbildlicht, auch jene, die das denkende Ich betreffen. Es ist als denkendes Ich nicht mehr als die anderen. Grammatische Bestimmungen des Subjekts kommen daher in Gestalt von Begrenzungen einher; sie enthalten eine implizite Neudefinition dessen, was als Freiheitsmoment gilt. Theo Kobusch hebt hervor, dass Subjektivität sich als Liebe erfülle; im Begehren einer anderen Subjektivität als der eigenen, fundiert im christologischen Diskurs im 13. Jahrhundert.⁵⁴ Diese theologisch-metaphysische Fundierung des Subjektbegriffs scheint der grammatischen Bestimmung wie der Anwendung des Musterrezepts unendlich fern zu sein. Das moderne, grammatisch bestimmte Subjekt erscheint als defizitär; es hat nichts zu glauben und sein Wissen ist flüchtig. An dieser Stelle ist es interessant, an die „Sprache hinter dem Sprechen“ zu erinnern, auf die Sybille Krämer hingewiesen hat und die Denker wie ein Schibboleth voneinander trennt. Das Freiheitsmoment der Sprache in einer Metaphysik zu fundieren, glaubt nicht nur an die Sprache hinter dem Sprechen, sondern scheint den Raum der Argumentation ins Unendliche zu öffnen – es ist nicht mehr jener Raum der *triftigen Gründe*, in dem für den Wittgenstein der Bemerkungen in *Über Gewißheit* Diskussionen sinnvoll möglich sind. Wenn die Freiheit der anderen Person meine

52 Vgl. nur Jonardon Ganeri, Clare Carlisle, *Philosophy as Therapeia*. Royal Institute of Philosophy Supplement: 66, Cambridge 2010, darin besonders: Gary Hagberg, *The Thinker and the Draughtsman: Wittgenstein, Perspicuous Relations and „Working on Oneself“*, S 67-81.

53 Vgl. Ludwig Wittgenstein, „Philosophie“, §§ 86-93 aus dem sogenannten „Big Typescript“ (Katalognummer 213), hrsg. von Heikki Nyman, *Revue internationale de Philosophie* 169, 1989, S. 175-203, S. 187.

54 Vgl. Theo Kobusch, *Person und Subjektivität: Die Metaphysik der Freiheit und der moderne Subjektivitätsgedanke*. In: Reto Luzius Fetz, Roland Hagenbüchle, Peter Schulz. (Hgg.), *Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität*, Band 2, Berlin, New York 1998, S. 743-761.

Freiheit erfüllen und vollenden kann,⁵⁵ haben wir uns weit von der Pragmatik des Musterrezepts entfernt. Indes sind beide Gedanken nicht von der Art, dass man sich für einen entscheiden müsste, um die Geltung des anderen Gedankens zu sichern. Es gehört zur grammatischen Bestimmung des Subjekts, die Ebenen unterschiedlich zu markieren, auf denen von diesem Subjekt gesprochen wird – eine adäquate Weise vom Subjekt zu sprechen, das den Freiheitsgedanken trägt, ist das Schweigen.⁵⁶ Dies ist wiederum keine Sicherung des blanken *Status quo*, sondern schließt an die Einsicht Wittgensteins über die Ethik an: keine absoluten Werturteile, nur relative Faktenaussagen, gut Tennis spielen statt gut „sein“. Die ethische Herausforderung und der ethische Anspruch von Wittgensteins Werk gebietet, Unterschiede zu machen – und zugleich, die Dinge der Welt so zu lassen, wie sie sind.⁵⁷ Die paradoxe Seite der ethischen Bestrebungen, über das Unsagbare zu sprechen und scheinbar nur in diesem Sprechen Beruhigung zu finden, wird durch die grammatische Bestimmung handhabbar gemacht. Sie benennt ein zutiefst weltliches Prinzip, das der Metaphysik fern ist, und stellt zugleich die sprachlichen Mittel bereit, gegen die Grenze der Sprache anzurennen. Die Mittel der Sprache indes, die die ästhetische Rede zu tragen vermögen, die vom ganz Anderen träumt, sind nicht die dessen, der glaubt. Zu erinnern ist hier, dass die religiöse Rede von der der Kunst verschieden ist,⁵⁸ es also nicht nur der imaginativ-entgrenzende Charakter der Rede ist, der die Vorstellungen von Freiheitsmomenten überhaupt mit der Fähigkeit, von gegebenen Dingen träumend abzusehen zusammenfallen lässt, um den es hier geht. Die Dringlichkeit der Ethik ist die einer religiösen Empfindung, dieser geht es nicht um Vermittlung. Das Musterrezept dagegen steht auf der Seite der gelingenden Vermittlung. Mit der Terminologie der linguistischen

55 Ebd., S. 760.

56 Vgl. hierzu: Emmanuel Alloa, Alice Lagaay (Hgg.), *Nicht(s) sagen. Strategien der Sprachabwendung im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2008, darin zu Wittgenstein: Fabian Goppelsröder, *Der Rest ist Schweigen – Wittgensteins Philosophie als Sprechverweigerung*, S. 61-78.

57 Vgl. Ulrich Arnsward, *Das Paradox der Ethik – „Sie läßt alles, wie es ist.“*, in: Ulrich Arnsward, Anja Weiberg (Hgg.), *Der Denker als Seiltänzer*, a. a. O., S. 11-33, sowie Jens Kertscher, *Der Sinn der Ethik und der ethische Sinn*, in: Arnsward, Weiberg (Hgg.), *Seiltänzer*, a. a. O., S. 89-112 und Dieter Mersch, *„Es gibt allerdings Unausprechliches“*. Wittgensteins Ethik des Zeigens, in: Arnsward, Weiberg (Hgg.), *Seiltänzer*, a. a. O., S. 133-155.

58 Ilse Somavilla, *Religion und Kunst in Wittgensteins Philosophieren: Parallelen und Unterschiede*, in: Arnsward, Weiberg (Hgg.), *Seiltänzer*, a. a. O., S. 231-254.

Referenz⁵⁹ kann es *als Teil einer Grammatikalisierung* gelten. Diese ist prägend für die moderne Zeit, das moderne Subjekt und die Fluchtformen des philosophischen Diskurses (Träume, Ahnungen, Wünsche) – auch wie es aus den Träumen zurückkehrt in die Mittellage des gewöhnlichen Diskurses ist grammatisch bestimmt. Grammatik ist das, was nach der Erschütterung wartet.

Das Musterrezept als Teil eines Grammatikalisierungsprozesses hat in diesem auch die Aufgabe, die weiter oben genannten Deambiguierungsprozesse zu ermöglichen, die für die Möglichkeit, ein Subjekt als grammatisch zu bestimmen, wichtig sind. Unsere Wahrnehmung wird dadurch gelenkt und wir selbst werden dadurch bestimmt; die Kontingenz dessen, was uns als vollständig gilt, erhielt sich nicht in einem Kontext, der etwa die Gottesreferenz zentral setzte. Die säkulare Form, Eindeutigkeit zu schaffen, die nicht mehr die Eindeutigkeit eines Glaubens ist, an dem man nicht grundsätzlich zweifelt, sondern in der Fähigkeit besteht, kontextrelativ und -sensitiv mitzutun, besteht darin, sich mit jener Vorstellung von Vollständigkeit und dem Genügetun zufriedenzugeben, die, in historisch in die Vergangenheit reichender Perspektive, die Sprachbenutzer selbst hergestellt haben. Niemand steht jedoch auf den Schultern von Riesen; die Vorstellungen von Recht und Unrecht werden von übernatürlich gedachten Sanktionen entkoppelt, mit den weltlichen Sanktionen kommt erneut die Frage nach Heteronomie und Autonomie ins Spiel. Wenn die Freiheitsvorstellung der Moderne eine grammatische ist, d. h., man Freiheit als Versprechen unter Gleichen ansieht, nicht mehr als metaphysisches Konstrukt oder regulative Idee, besteht die Autonomie des einzelnen Sprachbenutzers in der Besetzung jenes Freiheitsraumes, der durch die heteronome Begrenzung der sprachlichen Tätigkeiten anderer Sprachbenutzer als *peer user* begrenzt wird. Diese Grenze ist auf den ersten Blick unauffällig und wird pragmatisch, in Handlungsmomenten, ausdifferenziert und gespürt, in den meisten Fällen nicht als Posten, der explizit-demonstrativ aufgestellt ist – dies nur in Formen von Normenkatalogen, die als Verordnungen niedergelegt sind, aber eben in Handlungsgefügen umgesetzt werden – die Grenze des verbotenden Buchstabens wird in der Grenze der sanktionierenden Handlung desjenigen erfahren, der auch ein Sprachbenutzer ist.

Das grammatische Subjekt erfährt sich im Öffentlichen. Es ist von der Privatsprachenkritik der *Untersuchungen* gleichsam durchdrungen; wie Fogelin anmerkt, sind gerade die Überlegungen im Privatsprachenargument grammatisch:

„Since I will argue that Wittgenstein’s reflections on the possibility of a private language should also be understood as *notes on the grammar of various expressions*, it is important

59 Vgl. Closs Traugott, *Subjectification*, a. a. O.

to be clear about what Wittgenstein has in mind in speaking of the grammar of an expression. Wittgenstein, of course, is not using the notion of the grammar of an expression in the narrow sense of its syntax. For Wittgenstein, the grammar of an expression concerns its role or use in the language. According to him, a standing source of philosophical confusion [...] is the tendency to transpose a remark concerning the grammar of an expression into a seemingly substantive claim about the things referred to in this expression.“⁶⁰

Grammatik darf nicht mit Empirie verwechselt werden, die „things referred to“ sind ein zu statischer Referenzpunkt, die Grammatik eines Ausdrucks anzugeben bedeutet, eine Rolle zu benennen, die ein Ausdruck in der Sprache spielt. Denkbar ist hier wieder ein möglicher Begriff der *grammatical force*, ein in Rekurs auf Austins Terminologie der Sprechakttheorie gedachter Ausdruck, der die Kategorie *Grammatische Subjektivität* näher bestimmen lässt: Grammatik als Tiefengrammatik befasst sich mit Rollen von Ausdrücken in der Sprache, diese Komponente kommt zu der Orientierung an der Verwendungsweise hinzu und spezifiziert sie. Gleichzeitig ist die *grammatical force*, wie oben gesagt, verständlich als grammatische Kraft, die neben der Rollenkomponente des Ausdrucks ungerichteter ist und eine Kapazität bezeichnet, Dinge jenseits bloßer syntaktischer Bezogenheit zu betrachten. Verstehensprozesse brauchen diese doppelte Belichtung: Schulgrammatik (syntaktische Orientierung, Korrektheitsstandards) und Tiefengrammatik in einer signifizierenden Bewegung (von der die Tiefengrammatik den Löwenanteil der veränderbaren Sprachvorgänge zu tragen scheint (es ließen sich Beispiele denken, die den nichtmetaphysischen konfrontativ erfahrenen Grund von Tiefe als Weite aufwerteten)). Eine Fülle von Bestimmungen lagert sich um ein Zentrum, definiert das Wort „Grammatik“ in einer alltagsaffinen Weise. Der Topos von der Grammatik, die sich „aufdrängen“⁶¹ will (PU 304) im Kontext des Privatsprachenarguments und der Diskussion des Schmerzbehmens schreibt ihr eine regulierende Kraft zu jenseits der Steuerung; mit breiterem Hintergrund wird hier in mannigfaltigen Vollzügen verdeckt, dass auch diese Vollzüge nicht die ganze Wahrheit sind („Und Wahrheit ist von Natur und Anspruch her lieblos, sie kann nicht anders sein, das muß man wissen.“⁶²). Wenn wir das Wort „Natur“ aus dem Satz in der Klammer relativieren, das auf eben jenes lieblose Sprechen auf der Suche nach Wesenswas und Letztbegründungsevidenz abzielte, zeigt er die ethi-

60 Robert J. Fogelin, *Taking Wittgenstein at his word: a textual study*, Princeton and Oxford 2009, S. 57 f.

61 Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, a. a. O., PU 304, S. 376.

62 Vgl. A.R. Bodenheimer, *Verstehen heißt Antworten*, Stuttgart 1992, S. 45.

sche Seite des Redens von Grammatik, Sprachregeln und Sprachbenutzern – Letztere werden behandelt, als ob sie keine Seele hätten, diese wird verstanden als zu diskutierendes Phänomen, nicht als Voraussetzung bestimmter Umgangsweisen. Hier sind Krankheitsbilder aufschlussreich, etwa das der Borderline-Störung: Sie heißt so, weil sie sich zwischen zwei Krankheitsbildern befindet, nicht, wie man meinen könnte, weil die Kranken Grenzen überschreiten, ohne es zu wollen und ändern zu können (was sie auch tun). Die Spur des Wortes Lieblosigkeit weist hin auf die Eigenschaft der Kontexte, auch schlechte Rede zu perpetuieren, weiterzutragen, zu stabilisieren, auch wenn ein Ende wünschbar wäre. Die Krankheit des Subjekts scheint hier die grammatische Bestimmung zu widerlegen als *ethischer* Einspruch: Gerade das gleichförmige Signifizieren und Resignifizieren der schlechten, verletzenden Rede durch einen gegebenen, grammatisch bestimmten Kontext, dessen Bedeutung man immer erkennen kann, in den kleinsten Andeutungen wie ein plötzlich einbrechendes Böses, erschwert eine Änderung. Grammatik kümmert die Seele zunächst nicht – jenseits ebenfalls grammatisch bestimmter psychologischer Rede. Positiv dagegen scheint die Bedeutungsbildung mit ihren Merkmalen der Wiederholbarkeit und Implementierung der heteronomen Prägung des Sprachgeschehens, sofern es auf plane Verständigung abzielt und die imaginative Komponente in den Bereich der nachweisbaren *infelicities* auslagert, in einen Erweiterungskontext gestellt zu sein. Ein Kontext, dessen Funktionieren Erweiterung und Fortschreiten zu implizieren scheint, befindet sich damit auf der Seite der weitgehend unbefragten Positivität. Wir kommen der Grammatik nahe, wenn die Negativität, die sich aus ihr als positive, gegebene für ihre Protagonisten ergibt, nicht ausgeblendet wird – die Sprache, die ein Schweigen nahelegt, damit die Trauer verstummen kann, ist ein Kind der eindimensionalen Positivität. Eine Sprache hingegen, die um den Leidcharakter weiß, den sie in ihren mannigfaltigen Funktionen annehmen kann, hat sich der Wirkung der Funktion der Grammatik gestellt und *Grammatische Subjektivität* um eine unverzichtbare Nuance bereichert. Auch das grammatische Subjekt kennt das Leiden jenseits der Anthropologeme, es kennt das Leiden, weil es in der grammatischen Bestimmung als Kapazität der Irreführung der Sprachbenutzer enthalten ist. In PU 304 spricht Wittgenstein davon, wie eine „Grammatik“ uns falsch über die Dinge der Seele denken lässt. Der Schmerz der Seele ist eben nicht nur, was wir als Schmerzbenehmen lernen, die Wahrheit dieses Schmerzbenehmens ist bei Wittgenstein, wovon die Grammatik wegführt. Sie hat die Möglichkeit, zu täuschen, eine Positivität zu verstellen *und* unseren Schmerz in die Logik der Verwendungsweisen zu verkleinern. Gerade Negativität ist Merkmal der Moderne und der hier initiierten Entwicklungen, man denke an Dieter Mersch's Arbeit an einer negativen Me-

dienphilosophie⁶³ oder Karl Heinz Bohrer's *Ästhetische Negativität*.⁶⁴ Die Positivität der *Grammatik* ist das Pfund, mit dem sie wuchert, ihr Air von Selbstverständlichkeit und Eindeutigkeit, wo man nicht in den Unsinn „abgleiten“ wolle (die übliche Semantik von guter Höhe und zu fliehender Tiefe, die das abendländisch Denken zu einer paradoxen Größe führte, die das Klein-Abseitige mit Bann belegte), ihr selbsterhaltender Aspekt. Das starke Argument der Grammatik ist ihre differenzierende Funktionalität. So kann man fragen, ob diese Funktion, die zur Bestimmung des grammatischen Subjekts führt, also eine Festigkeit und Identifizierbarkeit mit sich bringt, die dem Kranken und der kranken, fehlgehenden Sprache mangelt, nicht Teil jenes aufklärerischen Erbes ist, das zwar ausmisst nach Klaffern und nach Schuhen (den alten Maßeinheiten), dabei aber etwa zur Infragestellung der Vorurteile beitragen kann, die Gadamer im Blick auf den Überlieferungszusammenhang als Auslegungszusammenhang rehabilitieren wollte. Wenn Wittgenstein in den Tagebüchern 1914-1916 den diese Gedanken perspektivierenden Satz „Das Ich, das Ich ist das tief Geheimnisvolle!“⁶⁵ schreibt, verweist die doppelte Emphase (Wiederholung und Ausrufungszeichen) auf einen Leitkomplex seines Werkes, der unterschiedliche Antworten bekam: In der Frühphase des Werks die Vorstellung des Solipsismus, der, recht verstanden, mit dem reinen Realismus zusammenfalle, später die Hinwendung zur Grammatik, die auch das Subjekt grammatisch bestimmte und entzauberte. Der Zauber war eine Täuschung, die die Menschen leben ließ, bis sie Bestätigungen ihres Ichgefühls im Äußeren suchten. Hier war das Wort der anderen, das ihnen antwortete im Verweis auf Regelkompetenz. Das grammatische Subjekt ist das entzauberte, das seine Freiheitsmomente neu definieren musste – Mittun, Beruhigung der Familienähnlichkeiten statt der verpflichtenden Starre des Wesenswas, Wahrnehmung der Mitmenschen.

Es geht um die Entfaltung jenes Anteils am Grammatikbegriff, der als Rolle gelesen wurde und Veränderungsfähigkeit bedeutet durch Rollenbruch. Ein katachrestisches Erbe, Variante des Bildbruchs als Bruch der Rolle, die ein gemeinschaftlich geteiltes Bild anzuzeigen schien. Wenn, wie im oben genannten Beispiel des Krankheitsbildes, jede Interaktion eine sprachlich und nichtsprachlich vorgenommene Verletzung bedeutet (auch hier lässt sich eine Grenze nicht

63 Vgl. nur Dieter Mersch, *Medialität und Undarstellbarkeit*. Einleitung in eine „negative“ Medientheorie, in: Sybille Krämer (Hg.), *Performativität und Medialität*, München 2004, S. 75-96.

64 Karl Heinz Bohrer, *Ästhetische Negativität*, München, Wien 2002.

65 Wittgenstein, *Werkausgabe Band 1, Tagebücher 1914-1916*, a. a. O., Eintrag vom 5.8. 1916, S. 175.

finden), entspricht diese Sonderform der Kommunikation einem Element der grammatischen Bestimmungen, das man deren Gleichgültigkeit nennen könnte – die Neudefinition der Freiheitsmomente im Blick auf den Mitmenschen geht damit einher, Abweichungen grammatisch nicht auffangen zu können: diese stellen die ethische Frage, der produktive Rollenbruch ist meist von pragmatischer Art: Wer die Verletzung durch eine Interaktion sprachlich ahnden will, gerät in eine sinnlose Schleife von Rede und Gegenrede; es ist diese Immunität der grammatischen Bestimmung gegen den Einzelfall, aus der ihre anonymisierende moderne Qualität erwächst – und eine Grenze, die den Unterschied zur ethischen Bestimmung markiert, über die nur geschwiegen werden kann. „The grammar of various expressions“ (Fogelin) ist die prosaische Form des im Krankheitsbild ansichtig Gemachten; Variation der Ausdrücke, ihre Vielfalt, die in Vorurteilen verstummt, damit der Vorurteilshalter leben kann. Grammatik, die Autonomie neu definiert als Fähigkeit, Begrenzungen der sprachlich determinierten Freiheitsräume anderer zu akzeptieren, die in der Sprache sichtbar werden, ist auch ein verdichtetes Wissen davon, dass die Grenze, die ein Subjekt um sich fühlt, von diesen anderen abhängt. Die fremden Blicke sind es, die es konturieren, es muss sich in diesen nicht erkennen. So überschneiden sich Fremd- und Selbstblick in der Konstitution des Subjekts. Es bleiben ein Rätsel und eine Frage, die nicht zu lösen sind. Das Subjekt ist in seiner Rätselhaftigkeit zu belassen als „eines, das neu bedacht werden kann“⁶⁶. Die *Grammatische Subjektivität* scheint jenseits der Träume oder des Inkommensurablen zu liegen, ist Modus der praxeologischen Konkretisierung, nicht der ahnenden Abschweifung, die um das Rätsel weiß. Handlungsverläufe bilden sich absehbar. Wittgenstein hat in PU 304 einen Hinweis auf den ablenkenden Charakter der Grammatik gegeben: Sie gibt auch Bilder, die nicht zutreffen (nicht im Blick auf verbürgte Handlungen verifizierbar sind). Diese sind etwas, das wie beiläufig verworfen werden kann („Wir verwerfen nur die Grammatik, die sich uns hier aufdrängen will.“⁶⁷), d. h., genau gelesen, die Grammatik reicht eben nicht in alle Gegenden, es gibt etwas Weiteres. Es ist möglich, „nur“ die Grammatik zu verwerfen, was verwundern mag. Trägt die Grammatik nicht alles? Ist sie nicht die Definitionsweise der menschlichen Handlungen (von der Art und Weise der Verwendung von Wörtern in der Sprache geprägt)? Dieses „nur“ ist recht so zu verstehen: es weist nicht auf die Unwichtigkeit der Grammatik hin, sondern darauf, dass man – im Kontext des Abschnitts gesehen – mit dem Verwerfen einer bestimmten Grammatik nicht die Schmerzen des Anderen verwirft.

66 Schwemmer, Die symbolische Gestalt der Subjektivität, a. a. O. S. 71.

67 Wittgenstein, Werkausgabe, Band 1, Philosophische Untersuchungen, a. a. O., PU 304, S. 376.

Diese werden nicht mit Forderungen belastet. Der Satz aus PU 304 über das Verwerfen der Grammatik besagt in seinem argumentativen Kontext, dass Grammatiken im Plural wenigstens denkbar sind, wenn es auch klar geregelt ist, welche grammatische Bestimmung unsere Lebenswelt korrekt bestimmt. Wenn man eine Grammatik „verwerfen“ kann, die sich aufdrängt, steht sie, nach PU 304, in gewisser Weise in unserer Macht. Aber auch nur in einer gewissen Weise. Mittel gegen die Verwerfung ist abgesicherte Geltung – eine grammatische Bestimmung trifft zu, wenn sich Sprachbenutzerinnen und Sprachbenutzer danach richten (schon die Formulierung „gemeinsam geeinigt haben“ würde viele Fragen auf). Genau gelesen, verwerfen „wir“ eine Grammatik, die sich *aufdrängen* wollte, d. h. nicht die richtige, sondern eine, die herkam aus falschen Analogien, die etwa den Schmerz zu einem Etwas oder einem Nichts reifizierten. Wie der Schmerz kein Gegenstand ist, hat die grammatische Prägung des Subjekts auch in sich selbst ein Freiheitsmoment: von der Gegenstandsanalogie zu befreien. Das grammatische Subjekt ist kein Etwas, auch kein Nichts, sondern getragen von den pragmatischen Beziehungen (auf Handlungen beruhend), die die Sprachbenutzer untereinander verbinden. George Pitcher hat schon 1964 „our craving for unity“⁶⁸ für das Auftreten mannigfaltiger philosophischer Probleme verantwortlich gemacht und Wittgensteins Philosophie unter dem Emblem des *Attack on Essentialism* diskutiert. Was heute wohlbekannt ist, schnitt damals kalt in die gängigen philosophischen Vorstellungen; viele gehörten der „Dahinter-Ideologie“⁶⁹ an, der „Sucht, Erklärungen zu suchen, wo es keine geben kann“⁷⁰, die etwas anderes ist als die Diskussion der „Sprache hinter dem Sprechen“. Das Streben nach Einheit im Begrifflichen, dem Entdecken des Wesens, und der Wunsch nach dem Blick „dahinter“ gehören zusammen. Grammatik hat hier eine Härte, die jene der Attacke auf essenzialistische Konzepte ist. Die hehren Substantive stehen ausgestellt wie plastinierte Leichen im Museum; sie leben nicht, scheinen ihren Anwendungskontext zu vermeiden, ihre Eindringlichkeit verdankt sich gerade dem – scheinbaren – Absehen von der kleinteiligen Bindung an pragmatische Bedingungen. Das Wort „craving“ im Pitcher-Zitat hat darüber hinaus noch eine andere Konnotation: Es ist etwas drängend Ethisches in dem Verlangen, das Ganze und Gute zu sehen

68 George Pitcher, *The Philosophy of Wittgenstein*, Englewood Cliffs 1964, S. 215.

69 Eike von Savigny, *Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die „ordinary language philosophy“*, Frankfurt am Main 1993 (3. Auflage), S. 81.

70 Ebd.

(von Savigny übersetzt es mit „Sehnen“⁷¹), das, was ohne unser Einwirken dauert, was besteht gegen den Fluss der Zeit und die Tyrannei der Sekunde.

Ein Wissen um ethische Bewandnisse (und darum, dass Wissen mehr ist als der *justified true belief*) begleitet unsere grammatische Einsetzung, die ein Eingesetztsein in sprachliche Zusammenhänge ist, von lat. *institutio*. Mit dem Einsetzen des Kindes in den Sozialkörper, die oben genannte Konfrontation mit dem schon Entschiedenen, beginnt die Geschichte der Grammatik im Leben eines Menschen. Zunächst als Kenntnis der Oberflächengrammatik, dann als Integration in die weiten Handlungszusammenhänge, die zum Großteil etabliert sind, aber auch veränderbare Anteile haben, an denen sich die verändernde Kraft der neu in die Sprachgemeinschaft Eingetretenen beweisen kann. Grammatik sichert nicht nur den *Status quo* einer sprachlichen Gemeinschaft, weil sie, von kontingenter Herkunft, diese als ständige Möglichkeit, Veränderungen an sich selbst vorzunehmen (über die, die sie benutzen) bewahrt. Man kann mit Hunter in Bezug auf den Komplex von Einsetzung und das Bild der Folge von Oberflächen- und Tiefengrammatik im Entwicklungsgang eines Menschen (de facto bedarf auch die Oberflächengrammatik der operationalisierenden tiefengrammatischen Mechanismen, die sie als solche festlegen) sagen: Oberflächengrammatik erzeugt Erwartungen, die durch die Tiefengrammatik geprüft werden.⁷² Schauen wir genauer auf PU 664:

„Man könnte im Gebrauch eines Wortes eine ‚Oberflächengrammatik‘ von einer ‚Tiefengrammatik‘ unterscheiden. Das, was sich uns am Gebrauch eines Worts unmittelbar einprägt, ist seine Verwendungsweise im *Satzbau*, der Teil seines Gebrauches – könnte man sagen – den man mit dem Ohr erfassen kann. – Und nun vergleiche die Tiefengrammatik, des Wortes ‚meinen‘ etwa, mit dem, was seine Oberflächengrammatik uns würde vermuten lassen. Kein Wunder, wenn man es schwer findet, sich auszukennen.“⁷³

Denken wir an das Thema der Subjektivität als Rätsel. Gibt PU 664 einen Hinweis, wie das Rätsel, wenn nicht zu lösen, aufzufassen sei, in Bezug auf die Unterscheidung von Oberflächen- und Tiefengrammatik? Mit einer Formulierung Wittgensteins berühren sich (mit Hunter) in der Grammatik, als Kombination ihrer

71 Vgl. George Pitcher, *Die Philosophie Wittgensteins. Eine kritische Einführung in den Tractatus und die Spätschriften*, Freiburg/München 1967, S. 251.

72 John F.M. Hunter, „Depth Grammar“ (Understanding Wittgenstein, John F.M. Hunter 1984, S. 204-210), in: John V. Canfield (ed.), *The Philosophy of Wittgenstein. A Fifteen Volume Collection, Volume 5, Method and essence*, edited and with an introduction by John V. Canfield, New York/London 1986, S. 152-158.

73 Wittgenstein, *Werkausgabe*, Band 1, a. a. O., PU 664, S. 478 f.

Oberflächen- und Tiefenform verstanden, Erwartung und Erfüllung. Auffällig ist, wie spät Wittgenstein in den *Untersuchungen* diese Unterscheidung benennt, das Wort „einführen“ wäre, nicht nur wegen des Ortes am Ende des Werkes, zu stark. Ob die Trennung dieser Aspekte, Oberfläche und Tiefe, eine Dichotomie etabliert, ist eine andere Frage, Hunter nimmt ein funktional aufeinander bezogenes, ergänzendes Verhältnis an, Oberflächen- wie Tiefengrammatik haben ihre Rolle. Wie weiter oben gesagt muss Tiefe – verstanden als Weite je bedeutungskonstitutiver Handlungszusammenhänge – nicht als Feind der Oberflächengrammatik gesehen werden (und vice versa). Auch die Grammatik, die wir in der Schule lernen, hat ihre Berechtigung. Genau betrachtet kann sie nicht aus dem Nichts kommen, d. h. die legitimierenden Strukturen des tiefengrammatischen *testing* ermöglichen das Institut der schulgrammatischen Regeln, das für Kohärenz in der Anwendung und Minimierung von Willkürlichkeit auf einer frühen Stufe des Einsetzungsprozesses (*Institutio*) in die Sozialität sorgt.

Die Evidenz des *testing* erschließt sich indes nicht *expressis verbis*, sondern ist eine stille Voraussetzung. Das scheinbare Gegeneinanderstehen von Oberflächen- und Tiefengrammatik hat seinen Punkt auch methodisch: eine neue Behandlungsweise des Faktums Subjekt ermöglichend durch die Einführung einer Dichotomie, über deren Strenge diskutiert werden kann. Das grammatische Subjekt erhält seine Prägung dann von einem Wort, dessen Status nicht in letzter Weise zu klären ist: es ist selbst prozesshaft, deshalb verlässlich, und verbindet den gläubigen Umgang mit den schulgrammatischen Lektionen mit der Möglichkeit, diese Lektionen in weiten Zusammenhängen anzuwenden und zu erweitern. Sie sind ein Rüstzeug, deshalb schätze man sie hoch. Gleichwohl ist der Grammatikbegriff der *Untersuchungen* eben keiner, der sich auf den Begriff bringen ließe wie man Dinge über einen Leisten schlägt. Das Wort „Grammatikbegriff“ ist selbst ein Erbe der Glanzzeiten der Substanzvokabeln; man schaue nun, bescheiden und ohne *captatio*, wie wir Sprache tatsächlich gebrauchen. „Tiefe“ ist nicht mehr Fluchttort des tiefen Denkers, auch nicht Charakteristikum des deutschen Nationalcharakters, sondern eine Herausforderung zur Klarheit. Diese Herausforderung zur Klarheit kann man den „De-facto-Test“ nennen (er ist nicht mit Hunters tiefengrammatischem Test der Oberflächengrammatik verwandt). De facto wissen wir, wie wir Sprache gebrauchen müssen, und wissen damit, wie wir sie gebrauchen können. Der normative Anteil der Tiefengrammatik macht sie tauglich zur Richtschnur unserer sprachlichen (und nichtsprachlichen) Handlungen; wieder bedeutet das „Laß die Grammatik wie sie ist“ kein Absehen von verpflichtenden Standards, sondern eine Neufassung ihrer Form:

„Die *Grenzen des Empirismus* (BGM S. 197) zeichnen sich dort ab, wo wir uns nachhaltig außerstande sehen, eine Beobachterperspektive einzunehmen: Im alltäglichen Sprachverhalten haben wir in der Regel gar nicht die Freiheit, eine Regel als bloße Konvention anzusehen. Solche Fälle, in denen wir einer Regel ‚blind‘ folgen (PU 219), veranschaulichen auf paradigmatische Weise, daß die *Anwendung* einer Regel nicht willkürlich ist.“⁷⁴

Sprache ist konventional verfasst auf eine Weise, die uns die Übereinkunft nicht immer nachvollziehen lässt. Ist das Wort „nachvollziehen“ ohnehin Zeichen eines falschen Kollektivitätsideals, das paradoxerweise in der individuellen Handlung zu sich kommen soll (ein Einzelner prüft nach und akzeptiert tautologisch, was für alle gilt, in verdächtiger Nähe zum redundanten *I accept the universe*, das in keinem Anwendungszusammenhang je eine Rolle spielen kann), ist auch „billigen“ im Kontext gültiger Konventionen nicht vielversprechend: darauf kommt es schlicht nicht an. Nun kann man fragen, wo denn überhaupt noch die Eingriffsstelle des Subjekts in die Sprache markiert werden kann, wo es sich, auch in grammatischer Prägung auf den weiten Handlungszusammenhang, der mit Lebensformen (im Plural) verschwistert ist, in der Sprache findet, die es spricht. Wieder bedeutet der De-facto-Test einen Abschied von den Idealen der Mitbestimmung als Selbstbestimmung: Wie wir *sprachlich* handeln, ist uns auf einer frühen Stufe bestimmt. Das Werkzeug der Sprache ist ein erprobtes Instrument; es wird für jeden Sprachbenutzer nicht neu geschaffen, auch macht er die Sprache nicht durch Änderungen konventionaler Standards zu seiner, macht sie sich nicht zu eigen, sondern bejaht sie durch ungetrübte Performanz in vorgegebenen Bahnen. Das Träumen, das Phantasieren, das Schweigen der Ethik sind Zeichen anderer Gegenden; sie streben vom Äußerungsstatus weg, bleiben gleichsam in der Potenzialität einer Satzform.

Wittgensteins Beispiel in PU 664, an dem der Unterschied zwischen Oberflächen- und Tiefengrammatik ansichtig gemacht wird, ist das Wort „meinen“. Die Oberflächengrammatik dieses Wortes würde uns etwas vermuten lassen, was – de facto – nicht zutrifft. Die Fakten der Tiefengrammatik sprechen hier eine andere Sprache, sie sprechen davon, dass nicht Meinensakte bedeutungsverleihend sind, dass nicht unsere Erklärungen: „ich meine ...“ den Worten ihren Sinn verleihen. „Meinen“ ist nicht verschärftes Sagen (mit Autoritätspointe, der indirekt noch das *Prinzip der Ausdrückbarkeit* anhängt), „Meinen“ ist nachträgliches erläuterndes Instrument bei Missverständnissen und Verteidigung eines Bereichs unserer Erfahrung, in dem wir uns die Mitsprache anderer verbitten.

74 Peter Böke, *Die begriffsanalytische Methode in der Spätphilosophie Wittgensteins*, a. a. O., S. 99.

Beziehen wir die späte Explizitsetzung der Begriffe Oberflächen- und Tiefengrammatik in das Nachdenken über das grammatische Subjekt mit ein: Es ist bestimmt, durch die tatsächlichen regelgeleiteten Aktivitäten, die es in einer Sprache vollzieht (der De-Facto-Test lenkt die Aufmerksamkeit auf eben diese). Wittgensteins Unterscheidung in PU 664 benennt das Offensichtliche, das wir wie so oft durch perspektivierende Erwartungen nicht sehen. Das grammatische Subjekt ist in gewisser Weise immer schon bestimmt; die Abkehr von essentialistischen Subjektkonstruktionen erscheint als Rückerinnerung an das tatsächliche Funktionieren der Sprache. Wittgensteins späte Benennung von Oberflächen- und Tiefengrammatik in den *Untersuchungen* spiegelt innerwerkllich den Status der Unterscheidung als Erinnerung an das Selbstverständliche; der *distrust of grammar* als *first requisite of philosophizing* (NL 106) legt hier die frühe Spur. Ist die Grammatik etwas, das uns in die Irre zu führen vermag (dieser Aspekt bleibt in den *Untersuchungen* bestehen), ist sie doch auch, in der Hinwendung zur Alltagssprache etwas, das uns Vertrauen in die bestehende Sprache lehrt. Im Gegensatz zur Hochschätzung der Alltagssprache im Traktat wird sie nun weniger unter ihrem – logischen – Ordnungsaspekt (TLP 5.5563), als unter ihrem Gebrauchsaspekt wahrgenommen. Die Kontinuierungslinie ist hier also mit sehr spezifischen Akzenten versehen, das grammatische Subjekt ist nicht mehr das der *Logisch-philosophischen Abhandlung*. So wird es, nach dem Solipsismus, in die Sprache geführt, die es wirklich spricht. Die sprachliche Bewandnis der Subjektbestimmung in der Moderne ist entscheidend für ihre Vorstellung vom Subjekt – die Selbstverständlichkeit dieses Satzes wurde, wie nicht zu vergessen ist, einer einflussreichen Tradition abgerungen. Letztlich ist der Satz noch Teil eines Problemfeldes, das von der Trennung von *techné* und *episteme* ausging und schließlich die Fähigkeit hervorbrachte, den instrumentellen Charakter von *techné* zu kritisieren – Grammatik als prägende Bestimmung von Subjektivität ist ein Teil dieses kritischen Geschehens.

Die normative Konnotation der Grammatik, wider den bloßen Empirismus (wie auch das berühmte *Denk nicht, sondern schau!* in PU 66 keinen verkürzten Empiriebegriff bedeutet), ergibt sich mit der normativen Funktion der grammatischen Sätze: Sie sind nicht, wie die empirischen Sätze, *moves in our language-games*⁷⁵, sondern Sätze über die Regeln dieser konkreten Schritte im sprachlichen Geschehen. So ist das grammatische Subjekt eines, das zwischen Normativität und Empirie angesiedelt ist – nicht in einem ominösen Raum der Individuationen, in dem es nicht nachprüfbar subsistiert, sondern bezogen auf die Funktionalität sei-

75 Glock, A Wittgenstein Dictionary, a. a. O., S. 151.

ner Bestimmungen. Wenn Dinge tatsächlich funktionieren, beschneidet dies Imaginationen über diese Dinge. Das Funktionieren der Sprache wie sie ist, ist ein Einspruch gegen Beschreibungen, die von den Realisierungsformen dieser Sprache wegstreben, sich in Ontologien der Sprache verlieren und den Gebrauch geringerschätzen. So wandelt sich in den Bestimmungen der *grammatischen Subjektivität* die Rolle der Funktionen: Sie sind nun nicht mehr nur Ort heteronomer Bestimmung, sondern ermöglichen die *Vorstellung* des autonomen Subjekts auf einer basalen Stufe. Damit verbindet lässt sich Wittgensteins Formulierung der Grammatik als Freiheitsmoment – wie oben gesagt, haben sich die Gesichter der Freiheitsmomente unter grammatischen Vorzeichen verändert. Auf einen Freiheitswunsch kommen zu können, bedeutet indes nicht, die grammatischen Voraussetzungen der Subjektconstitution der Moderne tautologisch werden zu lassen. Freiheit und Grammatik sind verbunden im Geschehen normativer Versicherung; diese ist nicht zuletzt die Selbstversicherung des Subjekts. Ichgefühle, Wissen vom Selbst, *glamorous self-knowledge*⁷⁶ sind erst einmal Spielsteine; sie werden in verschiedenen Kontexten unterschiedlich funktionalisiert, erwartet, vermieden. Die Haltung, sagen zu können, wer ich bin, und dabei scheinbar auf Rekurse auf andere zu verzichten, hat eine lange Tradition. Das Subjekt als Regisseur im inneren Theater bestimme, was die Figur sagt. Unter diesem Umstand kommt Normativität schleichend daher. Nicht die expliziten Gesetzestafeln und Vorschriften sind hier gemeint, sondern der normative Teil der Bedeutungsentstehung, die doch auf eine Sprache zurückzugreifen scheint, die uns zu freiem Selbstaussdruck offensteht – das Medium macht seine Entstehungsbedingungen in diesem Punkt vergessen, wenn ein Ich als Herr in seinem Hause spricht. Der Entzauberungscharakter der grammatischen Bestimmung im Gegensatz zur essenzialistischen, der nicht allein der Individualisierung dient, tritt hier klar zutage: Der Glanz des *to ti en einai* ist nurmehr einer der gelingenden Funktion, des funktionierenden Ablaufs, der einen Zweck, mit allen Implikationen dieses Gelingens, ganz erfüllt.

76 Andreas Kemmerling, First Person Authority without Glamorous Self-Knowledge, in: C. Jäger, W. Löffler (Hgg.), *Epistemology: Contexts, Values, Disagreement*, Frankfurt am Main 2012, S. 401-433.